This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2603
Be755
L5
1922

UC-NRLF
$B 309 890

Julius Berstl:

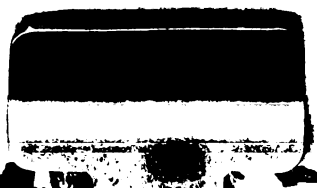
★

Lichtenbergs Idyll

★

Im Mosaik Verlag zu Berlin

KELEY
RARY
VERSITY OF
LIFORNIA



Julius Berstl

Lichtenbergs Idyll

Im Mosaik Verlag zu Berlin.
1922.

Mosaik-Bücher * Band 4

Dieses Buch wurde für die Mosaik Verlag G. m. b. H. bei Gebrüder Rennert in Berlin gedruckt. Einband und Druckanordnung von Erich Büttner.

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung und Verfilmung vorbehalten. Copyright by Mosaik Verlag G. m. b. H. Berlin W. 50. 1922.

PT2603
Be755L5
1922

1.

Der feingliedrige, kleine Mann mit dem Höcker auf dem Rücken und den unerbittlich klaren Augen war Lichtenberg. Pütter, der Geheime Justizrat, schritt ihm zur Rechten, gewichtig und starr, das wandelnde corpus juris.

Der Göttinger Stadtwall grünte. Versteckte Blütenkelche dufteten. Der zauberhafte Amselschlag, die ungewöhnlich laue Frühlingsluft trieben Jung und Alt aus dumpfen Stuben.

„Sehen Sie nur, verehrungswürdiger Herr Collega, wie unsere Musensöhne sich mit dem weiblichen Bürgertum gemein machen, ja nicht einmal davor zurückschrecken, mit veritablen Dienstmenschern als wie mit ihresgleichen zu scharmutzieren!“ tadelte Pütter und wies mit ausgestrecktem Zeigefinger auf das Gewimmel junger Menschlein, das, selbst ein Teil der knospenden Natur, vor Frühlingsübermut sich nicht zu meistern wußte, sondern gleich den Ameisen und Marienkäfern, den Bienen und Schmetterlingen auf Bänken und Böschung von Liebe und aber Liebe überfloß.

Lichtenberg blickte lächelnd zu dem grobknochigen Professor auf.

M866142

„Sie schneiden da ein Thema an, hochzuverehrender Herr Geheimrat, dem mit fachwissenschaftlichen Argumenten nicht beizukommen ist. Ich als wohlbestallter Physiker der Georgia Augusta bekenne frank und frei, daß mir die Geheimnisse der Luftpumpe und des Elektrophors geläufiger sind als die unkontrollierbaren, offenkundig von den Witterungsverhältnissen beeinflußten Schwingungen von Herz zu Herz junger Menschenkinder."

Pütter schnitt eine Grimasse und wappnete sich mit Würde.

„Es ist uns akademischen Lehrern eine Pflicht, der jungen Welt die Unterschiedlichkeiten von Hoch und Niedrig beizeiten klar zu machen. Das Ansehen der Universität leidet unter einem Verkehr sans façon. Gibt es nicht Assembleen, Konzerte, Picknicks, von den Koriphäen der alma mater veranstaltet, in schwerer Menge? Woher also der Drang des Musensohnes, zu den Töchtern des Volks herabzusteigen?"

Lichtenberg kniff die Augen zusammen, und ein vergnügter Schalk kicherte aus den Falten seines Antlitzes.

„Professorentöchter sind nicht nach jedermanns Geschmack. Ein ausstaffierter Hahnenstock ist noch lange keine Venus. Und französisch Parlieren, Klavier und Laute Spielen, desgleichen über Komödie Kritisieren ersetzen nicht immer eine natürliche Lieblichkeit, die sich unabhängig von Rang und Stand zu manifestieren pflegt."

Pütter setzte sich mit einer gebieterischen Handbewegung zur Wehr.

„Aus Ihnen spricht der Junggesell und Satiriker, Herr Hofrat! Vom Standpunkt staatserhaltender Moral —"

Lichtenberg blickte den kampfbereiten Kollegen klaren Anges an.

„Aus mir spricht nichts als Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht. Diese Hochachtung zwingt mich, keine Unterschiede zu machen. Es gibt Stellen, wo Bauernmädchen aussehen wie die Königinnen. Das gilt von Leib und Seele. Ein jedes Mädchen ist die Verwalterin der weiblichen Mysterien, gleichgültig ob sie Klavier spielt, oder in der Mägdekammer hinterm Spinnrad sitzt. Will man sich über das hitzige Liebesspiel zwischen Musensöhnen und Bürgerstöchtern erbosen, so doch nur, weil unsre Musensöhne in arger Frivolität mit gutgläubigen Evaskindern ihr Spiel treiben. Sehen Sie doch nur, Herr Geheimrat, wie die Söhne guter Häuser, wie in erster Linie die Söhne unseres Adels lediglich ihren Begierden frönen, gleichgültig, ob so ein blondzopfiges Ding unter den dreisten Liebkosungen hochmütiger Galane den Halt fürs ganze Leben verliert."

Pütter mochte es sich nicht nehmen lassen, auch diesen schwerwiegenden Anklagen seines Kollegen zu begegnen, als eine Szene, welche die Behauptungen Lichtenbergs zu illustrieren schien, die Aufmerksamkeit der beiden lustwandelnden Professoren gebieterisch auf sich lenkte.

Schon seit geraumer Zeit war eine lebhaft bewegte Gruppe von Studenten — offenbar vornehme, junge Engländer mit ihren Hofmeistern — den beiden disputierenden Gelehrten vorangeschritten. In kostbarer Gewandung, den Galanteriedegen an der Seite, das Haar aufs sorgfältigste gepudert und gekräuselt, schienen sie sich im Bewußtsein ihrer Herrenrechte zu brüsten. An einer Biegung des Stadtwalls kam ihnen ein Blumenmädchen, wie sie zu Dutzenden die Promenade zu bevölkern pflegten, entgegen, um den jungen Kavalieren ein Sträußchen aus seinem gefüllten Korbe anzubieten.

Bis dahin hatte die Begebenheit nichts Absonderliches, und die beiden Professoren wären gewiß, ohne Notiz von der alltäglichen Szene zu nehmen, ihres Weges fürbaß geschritten, wenn nicht Lichtenbergs prüfender Blick unwillkürlich an den Gesichtszügen besagten Blumenmädchens haften geblieben wäre.

Es war ein dreizehnjähriges, zartes Ding, ein Kind noch, und doch bereits vom ahnungsvollen Hauch erwachender Jungfräulichkeit umflossen. Sein blondes Haupthaar schimmerte wie ein Krönlein über der feingeschwungenen, edlen Stirn. Sein mildes, braunes Auge leuchtete in kindlicher Klarheit und dennoch weiblich verträumt, fast schelmisch, ohne indessen auch nur im geringsten den Eindruck bewußter Koketterie zu erwecken.

Die Engländer schlossen einen Kreis um sie und griffen in ungeschlachter Zärtlichkeit nach ihr und ihren Blumen. Einer unter ihnen aber — ein baumlanger Mensch mit breitem, gelbem Gebiß und wasserhellen Augen, die wie Glaskugeln aus den Höhlen quollen — schlang seinen Arm um den Nacken der jugendlichen Blumenverkäuferin und rief in ungekünsteltem Entzücken:

„God almighty! What a handsome girl this is!“

Lichtenberg legte unwillkürlich die schmale rechte Hand auf den Unterarm des Geheimen Justizrats und flüsterte erregt:

„Nein, sehen Sie nur dies Kind! Ist es nicht wie ein Sonnenkringel auf jungem Rasen? Beachten Sie die Augen, wertgeschätzter Herr Collega! Vergleichen Sie die Form der Nase, die Form der Lippen und des Kinnes mit derjenigen, die andere Kinder des Volkes aufzuweisen haben! Denn dies ist, bei Gott, das Merkwürdige: nicht eine Professorentochter zeichnet

sich durch himmlische Grazie und eine überraschende Keuschheit der Seele aus, sondern ein — Blumenmädchen auf dem Stadtwall, gewiß das Kind armer Leute, ein Wesen, das nichts von Bildung und Wissenschaft weiß, geschweige denn von einer inneren Kultur, wie man sie angeblich nur als Mitglied alter Familien zu beanspruchen hat."

Pütter unterließ es nicht, einen mißbilligenden Seitenblick auf das reizende Blumenmädchen zu werfen und dem Kollegen nicht ohne Schärfe zu erwidern:

„Es ist mir ja nichts Neues, Herr Hofrat, daß Sie ein Faible für die Töchter des Volkes besitzen, und daß Sie das Kind schmutziger Tagelöhner schon aus besagter Voreingenommenheit über den Sprößling aus angesehener Adelsfamilie stellen. Ich von meinem Standpunkt aus muß sagen —"

Lichtenberg schnitt dem eifernden Kollegen mit einer heftigen Handbewegung das Wort ab und hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit wenigen knappen Sätzen sich der Gruppe englischer Musensöhne, die das Blumenmädchen in ungenierter Aufdringlichkeit umlagert hielt, zu nähern. Seinem scharfblickenden Auge war es nämlich nicht entgangen, daß das Kind unter der Dreistigkeit seiner Belagerer litt. Als nun aber gar einer der respektlosen Gesellen unvermittelt die Hand unter das Kinn der Dreizehnjährigen schob, um sie in selbstverständlicher Unverfrorenheit auf den Mund zu küssen, da sprengte der Professor den Kreis der aufdringlichen Englandsöhne und blitzte die staunenden Studenten aus derart zornerfüllten Augen an, daß sie verlegen lächelnd den Dreispitz lüfteten und wie die ertappten Schuljungen mit hochgezogenen Schultern auseinander stoben.

„Sie werden unsere alma mater in Mißkredit bringen!"

tadelte Pütter, als die beiden Professoren weiterschritten. „Um eines dahergelaufenen Blumenmädchens willen stößt man ausländische Adelige nicht vor den Kopf.“

Lichtenberg vermied es, zu antworten. Seine klaren Augen funkelten noch immer, und um seinen Mund zuckte eine Welle von Erregung, der es nur notdürftig gelingen wollte, sich hinter einer spöttischen Grimasse zu verbergen.

Am Gronertor trennten sich die beiden Kollegen in frostiger Herzlichkeit. Pütter schritt geradeaus, und Lichtenberg schwenkte zum Akzisehäuschen ein. Aber schon nach wenigen Sekunden verlangsamte er seine Schritte, blickte dem grobknochigen Juristen argwöhnisch nach, hielt, ganz in Gedanken eingesponnen, im Gehen inne, um endlich kurz entschlossen kehrt zu machen und denselben Weg zurückzulegen, den er im Augenblick zuvor gekommen war.

Er beruhigte sich erst, als er dem Blumenmädchen, das nun keine Furcht vor den Belästigungen täppischer Musensöhne mehr zu haben brauchte, Auge in Auge gegenüberstand.

Lichtenberg lächelte, nicht ohne Verlegenheit, und fragte mit einer Stimme, die wohl infolge des schnellen Laufens so gepreßt und mühsam klang:

„Wie heißt Du, mein Kind?“

Das Mädchen blickte verwundert zu ihm auf. Es antwortete:

„Maria Dorothea Stechard.“

Die Augen des Professors ruhten voller Wohlgefallen auf den anmutigen Gesichtszügen der Dreizehnjährigen. Er nickte.

„Wo wohnst Du? Wer sind Deine Eltern?“

„Vater ist Leineweber. Wir wohnen in der Karspüle. Aber Sie hätten mir nicht die Käufer verjagen sollen. Mutter zankt, wenn ich kein Geld nach Hause bringe.“

Sie sagte es in vorwurfsvoller Milde. Ihr Auge schimmerte feucht. Ihre Lippen verzogen sich schmerzlich.

Lichtenberg duckte sich betroffen und schlug die Augen zu Boden.

„Ich werde Dir den Korb abkaufen. Willst Du übrigens mit Deinen Worten andeuten, daß Dir die Zudringlichkeit der Kerle gar nicht einmal so unangenehm war, wie ich mir einredete?“

Maria Dorothea Stechard antwortete leise:

„Mutter sagt: unsereins darf den Mund nicht auftun, wenn andere sich häßlich betragen. Wer kauft denn Blumen von einer, die zum Dank um sich kratzt?“

Lichtenberg geriet in einen Tumult von Gefühlen. Er wußte nicht, wieso er dazu kam, dieses Mädchens wegen die Fassung zu verlieren. Aber mit einemmal stand es ihm klar vor Augen, daß die Universitätsstadt ein kleines Sodom sei, und daß er als Mann von Charakter und Berater der Jugend die unabweisliche Pflicht habe, dieses vortreffliche Geschöpf, das im Schimmer ahnungsloser Unschuld vor ihm stand, von einem Handel abzuziehen, an dem seine Reinheit und Feinheit mit der Zeit unrettbar zugrunde gehen mußten.

„Ich will Dir etwas vorschlagen, Kind!“ sagte der Hofrat. „Du wirst mir in Zukunft täglich Blumen bringen. Das heißt: Du wirst mich täglich in meiner Wohnung besuchen und —“

Die Kleine setzte sich sprühenden Auges zur Wehr. Ihre Lippen verzogen sich schmollend.

„Ich gehe keinem Purschen auf die Stube! Herr, für wen halten Sie mich?“

Lichtenberg mußte unwillkürlich lächeln. Sah das Kind in ihm einen Musensohn: in ihm, dem Fünfunddreißigjährigen, dem wohlbestallten Professor, Hofrat, obendrein Besitzer eines seine leibliche Anmut gründlich verunstaltenden Höckers, einen Libertin, vor dem man sich in Acht nehmen muß?

Er schüttelte, noch immer lächelnd, den Kopf.

„Nein, liebes Kind! Jetzt muß ich doch wohl fragen: für wen hältst Du mich? Ich bin kein Student, bin Lehrer der Akademie, heiße Professor, Hofrat — ja, Du lieber Gott! Wer fürchtet sich denn vor einem Hofrat, noch dazu, wenn er, wie ich, sein Hühnerauge auf dem Rücken zur Schau trägt?“

Maria Dorothea Stechard staunte ihn aus großen, hellen Augen an.

„Ja, wenn dies wahr ist —“ erwiderte sie gedehnt, und ein beglücktes Lächeln erwachte im Grunde ihres Blickes.

Lichtenberg rieb sich vergnügt die Hände, griff zur Schnupftabaksdose, streute aber den köstlich duftenden Tabak nachlässig in alle Winde, anstatt die eigne Nase damit zu beglücken.

„Ich wußte ja, daß Du mich besuchen würdest!“ rief er sehr jugendlich und frohgemut. „Vergiß nur Deine Blumen nicht, Maria, Dorothea, hörst Du!“

Damit grüßte er hastig und schritt in Eile von dannen. Fast, als fürchtete er, jemand möchte ihm das Lächeln ihrer braunen Augen, das sein Blick in sich aufgenommen hatte, und das er nun zutiefst in seiner Seele barg, wie ein skrupelloser Dieb und Wegelagerer stehlen.

*

2.

Andern Tages hatte der Hofrat nichts Wichtigeres zu tun, als die Apparate im physikalischen Kabinett seines Hauses zu ordnen, abzustäuben und ins rechte Licht zu rücken.

„Ich muß ihr doch meine Schätze zeigen!“ brummte er wohlgelaunt. „Was wird sie nur zu dem elektrischen Fluidum sagen, das die Leidener Flasche erfüllt?“

Als aber alle Apparate in Reih und Glied aufmarschiert standen und mit ihrem blanken Messing wie die Soldaten in Helm und Wehr blitzten, da huschte doch ein Schatten des Argwohns über die noch eben geglättete Stirn des Gelehrten, und mit einem Seufzer der Entsagung mußte Lichtenberg sich gestehen:

„Was mag wohl einem dreizehnjährigen Mädel an den Passionen eines enragierten Bücherwurms und Physikers gelegen sein?“

Nachmittags ging der Klöppel am Haustor. Schritte näherten sich auf der Treppe. Und als Lichtenberg die Tür seines Studierzimmers öffnete, da stand mit einem mißtrauischen Lächeln auf den Lippen die Stechardin vor ihm, hinter ihr, vom gebauschten Rock der Mutter halb versteckt, Maria Dorothea, die Dreizehnjährige.

Der Hofrat lud die Leinewebersfrau zum Sitzen ein. Auch der Tochter wies er einen Stuhl. Sie aber dankte mit einem feinen Nicken des Kopfes und blieb stehen, die gefüllten Bücherbretter mit feuchten Augen bestaunend.

„Ja, liebe Frau", sagte Lichtenberg mit einem Blick, in dem Verlegenheit und Beobachtungsdrang miteinander im Kampfe lagen, „es wird Ihr seltsam erscheinen, daß ein Professor und Hofrat sein Auge auf Ihre Tochter geworfen hat. Hege Sie keine Furcht. Ich habe Vertrauen zu mir — dies ist das Wesentlichste. Höre Sie nur die Stille des Hauses. Sehe Sie das Profil meines Körpers, diese vulkanische Erhebung auf meinem Rückgrat. Ich bin ein Schulfuchs, und wenn mich Ihre Tochter reizt, so ist es die Möglichkeit, aus einem unbehauenen Stein einen geschliffenen zu machen. Verstehe Sie mich recht, Stechardin!"

Die Leinewebersfrau nickte, obwohl sie nicht recht verstand. Woher aber hätte sie den Mut nehmen sollen, den Worten eines so gelehrten Herrn zu widersprechen? Ihr Mund zog sich lächelnd in die Breite, und sie erwiderte bäurisch - verschmitzt:

„Ein Herr, der seine Profession so versteht wie der Herr Hofrat, wird schon wissen, wie alles zum besten zu lenken ist."

Aber da schüttelte Lichtenberg heftig verneinend den Kopf und sagte:

„Ich habe das schon bemerkt: die Leute von Profession wissen oft das Beste nicht. Ich will Ihrer Tochter ein Lehrer sein, aber ich hege auch die Hoffnung, von ihr zu lernen."

Die Stechardin machte ein erschrockenes Gesicht und streckte die Hand nach dem Professor aus.

„Ach, nein, Herr Hofrat“, jammerte sie, „wie kann denn ein Hofrat von einer dummen Trine lernen?“

Da lächelte der Gelehrte fein, und seine klaren, lichten Augen nahmen den Ausdruck großer Reinheit und Kindlichkeit an.

„Wenn man nur den guten Willen hat, von andern zu lernen, liebe Frau!“ sagte er und machte mit der Hand eine vage Bewegung, als griffe ein Ertrinkender nach einem Strohhalm.

Die Stechardin schüttelte unzufrieden und verständnislos den Kopf, aber sie mußte sich wohl oder übel mit der Selbstverleugnung des Professors zufrieden geben.

Indessen reichte Lichtenberg der kleinen Maria Dorothea die Hand und sagte: „Auf gute Freundschaft!“

Die Mutter verfolgte jede seiner Bewegungen mit staunenden Blicken. Nun aber hielt sie es doch für angebracht, ungläubigen Herzens zu fragen:

„Und jeden Tag soll sie den Herrn Hofrat besuchen?“

Der Gelehrte nickte. Sein Auge lächelte schalkhaft.

„Kann sie denn schreiben und lesen? Ich will sie in allen Fächern unterrichten. Passe Sie auf, Stechardin, über's Jahr nimmt's Ihre Tochter mit jedem Professorenfratz auf.“

Das war nun Wasser auf die Mühle der Leinewebersfrau. Sie sah sich schon im Geist vor der Tür ihres Hauses in der Karspüle sitzen, und die Tuchwalkersfrau kam, desgleichen die Frau des Schwertfegers nebst ältlicher Tochter, nicht zu vergessen der Gemeindediener und der bürgerliche Laternenanzünder. Und sie alle fragten: Ist es denn die Möglichkeit? Eure Tochter, Stechardin, die Maria Dorothea wird ein gelehrtes Mensch? Ja, wo das Glück hinfällt! Man braucht nur Blumen auf dem

Stadtwall zu verkaufen: im Handumdrehen sitzt man im Haus eines Hofrates und wird wie die Tochter aus seiner Familie gebettet!

Die Stechardin erwachte aus ihren hochfliegenden Träumen. Sie wischte sich die Hand an der Schürze ab und hielt sie dem Hofrat treuherzig hin.

„Ich hab' Vertrauen zum Herrn Hofrat!" sagte sie beglückt. „Aber was der Tochter erlaubt ist, ist der Mutter noch lange nicht verstattet. Nichts für ungut, daß ich den Herrn Hofrat so lange aufgehalten habe. Und wenn Sie das Ding gleich dabehalten wollen —"

Sie erhob sich und knickste verlegen.

Das „Ding" hing mit verwundert prüfenden Blicken an den schwermütig-spöttischen Zügen des Buckligen.

Lichtenberg drückte der Mutter die Hand und führte sie zur Tür.

„Auf gutes Gelingen!" rief er, als sie schon klopfenden Herzens und ganz erfüllt von der frohen Neuigkeit die Stiege hinuntereilte.

Dann wandte er sich Maria Dorothea zu, die mit herabhängenden Armen, neugierigen Blickes mitten im Zimmer stand.

Er griff eine Hand voll Bücher, schwere Folianten, auf denen der Staub lag, und trug sie zum Lesepult. Das Mädchen mochte wohl mit den Wimpern zucken, als es die Last der Bücher sah und die Last der Arbeit ahnte, die ihm bevorstand. Aber da huschte ein schalkhaftes Lächeln über die Falten seines Gesichtes, und er ließ die schweren Bücher scheinbar absichtslos zu Boden fallen. Ihr Sturz aus der Höhe verursachte ein donnerähnliches Getöse, und eine Wolke von Staub quirlte aufwärts, so daß Lehrer und Schülerin Mühe hatten, gegen ein heftiges Räuspern anzukämpfen.

Dessen ungeachtet war Maria Dorothea eilends zur Hand, die Bücher wieder aufzuheben. Aber Lichtenberg hielt sie lächelnd von ihrem Vorhaben zurück.

Da stürzten dem Kinde mit einemmal talergroße Tränen über die Wangen, und als Lichtenberg begütigend die Hand auf seine Schultern legte, schluchzte es aus tiefster Seele:

„Wenn ich nur nicht Herrn Hofrat vergebene Mühe bereite! Vielleicht bin ich zu dumm zum Lernen, und der Herr Hofrat hat nichts als Aerger!“

„Nun, nun!“ machte Lichtenberg, und seine Seele hüpfte vor Vergnügen. „Wer wird denn weinen, noch ehe der Unterricht begonnen hat! Heute ist's sowieso nichts mit der ersten Lektion, Kind. Statt dessen zeige ich Dir meine Spielsachen, hörst Du!“

Maria Dorothea blickte verwundert auf und vergaß zu weinen.

„Spielsachen?“ fragte sie in neugierigem Unglauben.

„Jawohl! Spielsachen! Spielsachen für große Leute! Sie blitzen wie das höllische Feuer, und wenn Du sie in Schwung setzest, ist's tatsächlich, als tanze ein Teufelchen in ihrem Inneren.“

Er führte das Kind ins physikalische Kabinett. Die Instrumente standen wie gläserne und messingne Fabelwesen auf blanken Tischen. Ihre Seelen schliefen gleichsam. Als aber Lichtenberg die Elektrisiermaschine in Bewegung setzte, als knisternde Funken sich aus scheinbarem Nichts lösten, da verwandelte sich das kahle Gemach in der Phantasie des Mädchens zu einer geheimnisvollen Märchenwelt. Kräfte regten sich, deren Ursprung überirdisch schien. Der kleine, bucklige Mann aber, der mit wachen, lebhaften Blicken, mit einem feinen,

ſpöttiſchen Lächeln auf gekräuſelten Lippen, von Tiſch zu Tiſch, von Maſchine zu Maſchine ſchritt, nahm in den Augen der ſtaunenden Schülerin die Geſtalt des kundigen Zaubermeiſters an, der über die Kräfte der Natur und über die Kräfte einer unirdiſchen Welt mit leichter Hand zu gebieten verſteht.

*

3.

Lichtenberg ſtand in der Fenſterniſche und lächelte. Nun mußte Maria Dorothea gleich die Straße entlang kommen, um in ſein Haus zu ſchlüpfen. Aus Wochen waren Monate geworden, und der Gelehrte konnte den Gedanken nicht zu Ende denken: es möchte ein Tag kommen, den, ohne die kleine Schülerin zu verleben, er gezwungen ſein würde.

Seine Seele war von hoher Genugtuung erfüllt. Hatte er nicht ein begabtes, fein organiſiertes Menſchenkind zu höherem Daſein erweckt? Sah er nicht ein Wunderweſen neben ſich wachſen, das ſpielend begriff, die vollen Zweige des Wiſſens begierig zu ſich herabzog und obendrein durch zarte Anhänglichkeit und Dankbarkeit ſeinen Lehrer zu beglücken wußte?

Der Hofrat geſtand es ſich ein, daß er bis dato als ein Muſter von Junggeſell ſchlecht und recht ins Blaue hineingelebt hatte, und daß die Kreiſe, in denen er von Rechtswegen mit offenen Armen hätte aufgenommen werden müſſen, ihn mit verwundertem Spott oder über die Achſel anzuſehen beliebten. Bei Gott! er beſaß keinen Menſchen, den er Freund und Bruder hätte nennen mögen, nicht einmal einen gelehrigen Pudel, zu dem er Du hätte ſagen können!

Nun kam Maria Dorothea Stechard zu ihm ins Haus. Anfänglich zaghaft, verwirrt, auf dem Sprunge. Aber die Unterrichtsstunden gefielen ihr. Die Strahlen der Nachmittagssonne lagen geheimnisvoll blinzelnd auf den Büchern des Hofrats, oder sie spielten wie zarte Kätzchenkrallen mit den blinkenden Instrumenten im physikalischen Kabinett.

Lichtenberg hielt es ganz in der Ordnung, daß die Unterrichtsstunden ausgedehnt wurden. Er ließ es sich lächelnd gefallen, daß der kleine Hausgeist wie eine Biene durch die Stuben brummelte und hier und dort nach dem Rechten sah. Schließlich war es für den Professor etwas rein Selbstverständliches, daß Maria Dorothea spät am Abend das Haus verließ und bereits in aller Herrgottsfrühe wieder zur Stelle war, daß sie den lieben, langen Tag sich um Dinge des Hauses sorgte, von der Halsbinde des Hofrats an bis zur Luftpumpe im physikalischen Kabinett, dies alles mit einer Sanftmut und lächelnden Engelsgeduld, die mit weicher Hand Falten auf der Stirn des Gelehrten glättete und sein Herz mit wärmender Freude erfüllte.

Gab es spöttische Blicke von Seiten gelehrter Kollegen? Rümpften hochmütige Professorenfrauen die Nase? Verschlossen sie dem närrischen Sonderling, der obendrein als Gatte für ihre mannbaren Töchter schwerlich in Betracht zu ziehen war, mehr denn je die Türen ihrer Salons? Gefiel man sich in Scherzen über das Musterbild eines Hagestolzen, dem, wenn er sich nicht dazu entschließen wollte, den berühmten Junggesellen-Pudel zu dressieren, nichts andres übrig blieb, als im Unterrichten eines auf dem Stadtwall aufgelesenen Bettelkindes die Flucht aus der zwecklosen Einsamkeit seiner tristen Tage zu suchen?

Lichtenberg hörte das Getuschel hämischer Stimmen, das ihn wie ein Wespenschwarm umsummte. Aber er steckte mit listigem Schmunzeln den Kopf zwischen die Schultern und verbarg sich vor den aufdringlichen Blicken Neugieriger hinter dem eignen Buckel.

Wenn Maria Dorothea leichten Schrittes, aufrechten Ganges durch die stillen Stuben schwebte, lächelte er beglückt hinter ihr drein — der Mißgestaltete, oft Verspottete, der nun ein Wesen sein eigen nennen durfte, das an körperlicher und seelischer Makellosigkeit dem vollendetsten Menschen in nichts nachgab.

Auf den Fensterbrettern standen Blumen, je nach der Jahreszeit reich oder kärglich anzuschauen. Lichtenberg liebte die Blumen, liebte das Wachstum in der Natur. Ein eignes Gärtchen schien ihm köstlicher als ein Königreich. Er stand, geneigten Hauptes, offenen Auges, und vergrub sich mit Seele und Sinnen in das geheimnisvolle Leben, das sich im armseligsten Hälmchen offenbarte. Er hörte gleichsam die treibenden Säfte in den Adern der Natur rauschen, und er deckte die inneren Beziehungen zwischen Mensch, Tier, Pflanze und Kristall auf.

Auch auf Maria Dorothea ruhte sein grüblerischer Blick. War sie nicht ein Pflanzenwesen, das er fremdem Erdreich entnommen, um es unter seinen Augen wachsen und gedeihen zu sehen? Und blühte sie nicht auf? Das war es. Ja, sie blühte auf. Er hörte die treibenden Säfte der Natur in ihren Adern rauschen. Ihr weißes, weiches, unpersönliches Händchen, ihr Kinderhändchen, dehnte sich und nahm Form an. Linie und Charakter, sozusagen. Ihr Füßchen, kindlich trippelnd, zögerte nun und berührte den Boden in eigenartiger Scheu und Zurückhaltung. Jungfräulicher Stolz, sozusagen. Ihr Mund,

erſt Erdbeerblüte und behutſamer Anſatz künftiger Frucht, ſchoß in Saft, rundete ſich und erwachte zu Farbe und Form. Wann je leuchteten Mädchenlippen ſo lebensdurſtig, in ſattem Rot, runzellos, prall wie nun die Lippen Maria Dorotheas? Wann je lächelte ein Mädchenmund ſo gütig, anmutig, ohne Abſcheu, Furcht, Erſchrecken angeſichts der grotesken Rückenlinie eines väterlichen Freundes und Beraters?

Immer wenn Maria Dorothea das Haus verließ, ſpät abends, im Schimmer letzten Sonnenglanzes, hielt Lichtenberg glücksbewußt den Atem an und ſtaunte wortlos in ſich hinein. Seine Seele erſchien ihm dann wie ein klarer, geſchliffener Spiegel, auf deſſen Grund gleich einem ſilbrigen Hauch das wunderſame Abbild des Mädchens zitterte.

Gab es einen glücklicheren Menſchen als den mißgeſtalteten Herrn Hofrat? Iſt es nicht höchſtes Glück, ſich an der Anmut und Lieblichkeit eines reinen Menſchenkindes zu berauſchen, und, berauſcht, ſich einzugeſtehen, daß man dies makelloſe Menſchenkind wie einen koſtbaren Schatz, eine unbeſchreiblich feine und ſeltſame Rarität beſitzt?

Beſitzt? — Was wußte Lichtenberg von Maria Dorothea Stechard? Freilich: ſie ging in ſeinem Hauſe täglich aus und ein, ſie ſorgte ſich um alle Dinge im Hauſe, von der widerſpenſtigen Halsbinde an bis zur Luftpumpe im phyſikaliſchen Kabinett. Sie lächelte mit unſagbar anmutigen, ſchelmiſchen Lippen, und aus ihren Augen brach das milde Feuer des Glückes und der Dankbarkeit. Aber ihre Seele — kannte er wirklich ihre Seele? War es ihm gegeben, die Gedanken hinter der kleinen, wolkenloſen Stirn zu deuten? Beſaß er ihr Weſen, wie er ſein eignes beſaß — als unveräußerlichen, ſicheren Beſitz? Oder gibt es Dinge, die man nicht zu haſchen vermag,

flüchtige Ströme, die uns umspülen, in die wir untertauchen, und die unsren Fingern doch in kleinen, flüchtigen Wellen entgleiten?

Kann man einen Menschen **besitzen**, selbst wenn man alles aus ihm gemacht hat, eine künstliche Persönlichkeit sozusagen, einen Ableger des eignen Geistes und des eignen Wesens?

Lichtenberg wurde unruhig. Er empfand die Unruhe seines Inneren wie das Prickeln von Nadelspitzen. War er wirklich Herr über die Natur — er, der berühmte Physiker der Georgia Augusta — wenn es ihm nicht einmal gelang, die Seele eines bescheidenen Blumenmädchens vom Körperlichen zu lösen, aus dem Erdreich ihrer irdischen Hülle mit allen Wurzelfäserchen zu heben und dem Garten seiner eignen Seele einzuverleiben?

Vielleicht beobachtete er nicht genug? Vielleicht fand er nicht hinreichend Zeit, alle Lebensäußerungen der Kleinen in sich aufzunehmen? War sie nicht trotz allem eine Fremde in seinem Hause, die bei Tagesanbruch kam, im Glanz der letzten Abendsonnenstrahlen verschwand? Erst, wenn er in ihr das Kind des Hauses sehen durfte, wenn sie selbst in sich das Kind des Hauses sah, gab es Möglichkeiten, Brücken von Seele zu Seele zu bauen, Mauern niederzureißen, Ungreifbares, Unbegreifbares zu verpflanzen.

„Hören Sie nur, lieber Schoppe!“ sagte Lichtenberg zu seinem Famulus. „Ich bin verteufelt seltsamen Dingen auf der Spur. Glauben Sie wirklich, daß das Blut in unsren Adern Alles ist, dagegen die Erziehung, das Beispiel und Vorbild, nur ein Aeußerliches, Zufälliges, nichts Entscheidendes? Wenn nun aber im Gegenteil erst die Eindrücke der Kindheit den Menschen zu dem machen, was er ist! Wenn zum Bei-

ſpiel unſre kleine Maria Dorothea Stechard unter anderen Lebensbedingungen, Daſeinsvorausſetzungen dermaleinſt ein Ebenbild ihrer Mutter würde, eine gute, nichtsſagende Leinewebersfrau mit kleinem Horizont und einem mühſamen Winkelverſtand, nun aber unter meiner Führung ein Kind meines Geiſtes, ein Abglanz meiner Perſönlichkeit, eine ſelbſtändige Natur voller Witz, Scharfſinn und eignem Urteil! He, was ſagen Sie? Aufgeſchaut! Vermag man nicht Kinder in die Welt zu ſetzen, ohne die ſimple Körperlichkeit dabei in Anſpruch zu nehmen? Aber natürlich — ſeeliſche Hingabe, das iſt der ſpringende Punkt! Eine gewaltſame geiſtige Verpflanzung!“

Der Famulus wurde bis über die Ohren rot. Noch niemals hatte der Hofrat den jungen Mann ſo in ſein Vertrauen gezogen. Nun glänzten ſeine himmelblauen Augen, und die ſemmelblonden, ſchmalen Brauen wieſen wie Sonnenpfeile hinaus in zwei entgegengeſetzte Unendlichkeiten.

Er wußte gar nicht, was er antworten ſollte. Er nickte nur und ſetzte wie ein Kind, das ſpielt, die Elektriſiermaſchine im phyſikaliſchen Kabinett in Bewegung.

Da klopfte ihm Lichtenberg mit Zeige- und Mittelfinger auf die Schulter, hielt ihm die geöffnete Schnupftabaksdoſe hin und ſagte merkwürdig aufgekratzt:

„Ich ſehe ſchon, ich muß das Mädchen ganz in mein Haus aufnehmen.“

*

4.

Die Stechardin ſchüttelte den Kopf. Sie begriff den Hofrat nicht. Aber woher hätte ſie den Mut nehmen ſollen, einem ſo gelehrten Herrn zu widerſprechen?

„Der Herr Hofrat wird ſchon alles zum Beſten lenken!“ ſagte ſie wieder und wieder. Dabei blieb's. Und Maria Dorothea zog als das Kind des Hauſes in die Stuben des wunderlichen Junggeſellen ein.

„Erſt wenn ſie mein Schatten iſt, hab ich ſie ganz!“ geſtand ſich Lichtenberg, nicht ohne innere Unruhe und peinigenden Unglauben. Und dabei mochte ihm unbewußt der berühmte Junggeſellen-Pudel vorſchweben, mit dem ſich minder Glücksgeſegnete in ihrer Einſamkeit begnügen müſſen. Er hingegen —! Ein Triumphgefühl ſchwellte ihm die Bruſt. In einem wunderlichen Gemiſch von Stolz, Befriedigung und Schadenfreude wollte er den Kopf recken; aber da fiel ihm ein, daß dieſer Turm des Geiſtes, ſo ſehr er ſich auch mühte, ihn als Krone des Körpers aufzupflanzen, doch letzten Endes zwiſchen den verwachſenen Schultern ſtecken blieb.

Mit einer ſpöttiſchen Grimaſſe ſah ſich Lichtenberg gezwungen, einzulenken und in die flacheren Gefilde ſeines menſchlichen Daſeins zurückzukehren.

Aber die Tatsache blieb bestehen: Maria Dorothea war in seinem Hause. Wenn er über Büchern und Instrumenten arbeitete, gab ihm das Bewußtsein ihrer Gegenwart höheren Schwung. Wenn er schlaflos nachts im Bett sich aufrichtete, widerspenstigen Problemen nachgrübelnd, erfüllte ihn ihre Nähe mit Zuversicht und wohltuender Stärke. Wozu hatte er jahrelang den Phantomen sogenannter Wissenschaft nachgejagt, wenn er doch wußte: ein leeres, einsames Herz auszufüllen waren sie nicht imstande?

Nun aber: er besaß ein Kind. Die Welt belächelte ihn, belächelte seine kümmerliche, lächerliche Leiblichkeit. Dennoch besaß er ein Kind. Dies Kind war seine Geburtstagsblume, die man im Topf am Fenster hegt, deren Wachstum und Gedeihen lediglich der Sorgfalt und der Liebe des Betreuers gutzuschreiben sind. Ein Steckenpferd also, ein Gegenstand seiner Laune, das Ziel einer zärtlich gehüteten Schrulle? Ach, nein, so viel wußte er mit Bestimmtheit: dies Kind war ein Teil seiner selbst. Er hing an ihm, wie der dürstende Geist in seinem mißratenen Körper an der makellosen Schönheit hing. War's auszudenken, daß er sich je würde von ihm trennen können?

Lichtenberg vermochte nicht mehr zu arbeiten, wenn er nicht Maria Dorothea im gleichen Zimmer, oder doch wenigstens Tür an Tür wußte. Auf den Stiegen trällerte ihr Stimmchen, durch die Stuben flatterte ihr arglofer Gesang. Und wenn die Nachtigall im Garten ihre silbernen Töne verschwendete, so wußte er: nun hatte sich Maria Dorotheas Seele aufgeschwungen, um in der webenden Abenddämmerung eine klingende Brücke von der geduckten Erde zum majestätisch gewölbten Himmel zu schlagen.

„Bin ich ein Tyrann?“ fragte sich der Hofrat hin und wieder, und dabei versanken seine klaren, aufrichtigen Blicke im eignen Selbst. „Zwinge ich dies Kind zu einem Leben, das seinem Wesen widerspricht? Oder fügt sich alles von Natur? Erfüllt eine glückliche Harmonie gleicherweise ihre und meine Seele?“

Beobachtend folgte sein Blick den Bewegungen des Kindes. Nein, so viel stand fest: von Zwang konnte hier nicht die Rede sein. Die Kleine liebte dies Leben. Aus ihren Augen leuchtete der Stern der Glückseligkeit. Sie besaß nicht den leisesten Wunsch, die Stuben des Hofrats mit der Straße oder dem Stadtwall zu vertauschen. Nie überkam sie Sehnsucht nach den Leinewebersleuten in der Karspüle, die einstmals ihre Eltern gewesen waren. Und wenn sie zur Kirche ging, wenn sie sich entschloß, das Abendmahl zu nehmen, so fühlte er deutlich, wie es einen Kampf für sie bedeutete, sich von ihm und dem kleinen Lebenskreis, in dem sie heimisch geworden war, loszureißen.

Diese Tatsache beglückte ihn. Im tiefen Ohrenstuhl kauernd, unfähig, einer Arbeit nachzuhängen, begleitete er das Mädchen im Geist zur Kirche und von dort zurück. Die Viertelstunden deuchten ihm Unendlichkeiten. Der Geistliche erschien ihm wie eine feindliche Macht, die Netze auswirft, um Seelen darin zu fangen — um die Seele seiner Maria Dorothea darin zu fangen. Und jedesmal war er von einer stummen Dankbarkeit erfüllt, wenn er ihren leichten, hüpfenden Schritt wieder auf den Stiegen vernahm, ihren lächelnden Blick wie einen tänzelnden Sonnenfunken in dunkler Brust auffing.

„Verwunschener Prinz!“ flüsterte er versonnen und warf einen verliebten Blick auf das Spiegelbild seines ungestalten Höckers. „Gott muß ihr besondere Sehwerkzeuge verliehen haben, daß sie diesen erratischen Block nicht gewahrt.“

*

5.

So vergingen die Jahre, ein mild rauschender Strom, dessen Gegenwart man kaum beachtet. Nicht mehr imstande, sich eine Vergangenheit ohne Maria Dorothea auszumalen, wäre es für Lichtenberg eine Unmöglichkeit gewesen, sich die Zukunft ohne dies Kind seiner Wahl zu denken.

„Das Leben ist ein Idyll!“ sagte der Hofrat und ertappte sich bei einer Rührung, die er sonst als seinem Wesen fremd bezeichnet hätte.

Dennoch mußte er sich mit Genugtuung gestehen, daß auch die Welt sich anschickte, dem einmal Gegebenen Rechnung zu tragen, das heißt: dies Kind, das zu einem Teil seiner selbst geworden war, mit in Kauf zu nehmen.

Schoppe, der Famulus, näherte sich ihr mit einer rührenden Ergriffenheit, die der gewöhnliche Sterbliche vorüberwandelnden Prinzessinnen gegenüber zur Schau trägt. Auch die spärlichen Gäste, die Lichtenberg innerhalb seiner Mauern empfing, gewöhnten sich daran, sie für voll anzusehen und dementsprechend zu respektieren. Sie saß bei Tisch wie eine kleine Königin, lächelnd, ohne Befangenheit, schillernd in der Beweglichkeit ihres Geistes und der Frische ihres Humors.

Alte Augen blickten betroffen auf. Forschende Blicke kreuzten sich wie Klingen mit den ihren. Manch ein Geistkopf wiegte sich bewundernd; und ehedem spöttische Lippen spiegelten nun Hochachtung und Staunen wider.

Kästner, der alte, nahm Lichtenberg beiseite. Der treffliche Wein hatte ihn beredt gemacht. Die Jugend dieses jungfräulichen Kindes — dieser kindlichen Jungfrau — hatte ihm die Zunge gelöst.

„Ist sie Ihr Kind, Hofrat? Das Produkt aus Wille und Erziehung? Oder soll man sie als Ihre Erzieherin gelten lassen? Bekleidet sie den Rang einer Haushälterin? Nennen Sie sie Herrin, Gebieterin, Prinzessin? Oder ziehen Sie das gefühlvollere: Braut vor?"

Lichtenberg lächelte geschmeichelt und vergaß dennoch nicht, irgendwie betroffen aufzuhorchen. Sprach man nicht von einer Erwachsenen, die bestimmend, lenkend, nach eignem Ermessen wandelnd in sein Dasein eingetreten war? Und konnte diese Erwachsene dasselbe Kind sein, das er auf dem Stadtwall aufgegriffen hatte: ein Blumenmädchen, die Tochter der Leinewebersleute, eigentlich weiter nichts als das willenlose Objekt seiner souveränen Experimentierkunst?

Unwillkürlich tastete sich sein grübelnder Blick zu Maria Dorothea hinüber, die lächelnd dem jungen Schoppe den Teller neu auffüllte. Eine kleine, lockre Wolke huschte über Lichtenbergs Stirn. Warum sah er erst jetzt, daß aus dem Kind die Jungfrau geworden war? Wo hatte er nur seine Gedanken gelassen, sich niemals einzugestehen, daß eine Sechzehnjährige mit einer Dreizehnjährigen kaum noch etwas gemein hat? Und hatte es einen Sinn, den jungen Schoppe, nur weil er sein Famulus war, die Gesellschaft erlesenster Geistköpfe genießen

zu lassen und ihn obendrein mit doppelten Portionen zu traktieren?

Lichtenberg hielt erschrocken inne und tippte sich mit dem Finger an die Nase.

„Wohin des Wegs, Gesell?“ fragte er sich, nicht ohne Selbstironie. „Läßt Du Deine üble Laune einen seelensguten Patron entgelten, der Anspruch darauf hat, hin und wieder von Dir traktiert zu werden?“

Laut aber wandte er sich an Maria Dorothea:

„Vergiß nicht, Deinem Nachbarn einzuschenken. Der hessische Tropfen ist zwar säuerlich, aber er ist ehrlich und bieder wie der deutsche Michel. Auf das Wohl der Herren Kollegen und des Herrn Famulus!“

Damit trank Lichtenberg hastiger, als er es sonst gewohnt war, den herben Landwein, der im Glase leuchtete.

Die Herren lachten. Ein wissenschaftliches Thema kam aufs Tapet. Dieterich, der Verleger, erzählte ein traurig-freches Geschichtchen von Bürger, dem Lenoren-Dichter, der nun als Amtmann in einem Dreckdörfchen verlunderte.

Die Stunden verliefen anregend, und Lichtenberg hatte hin und wieder das Gefühl, daß es doch etliche Menschen in der Welt gäbe, die ihm näher ständen als der erste-beste Zeitgenosse.

Als aber die Schritte der Gäste verklungen waren, als Maria Dorothea sich mit Gruß und Handkuß in ihr Kabinett zurückgezogen hatte, als der Hofrat sich anschickte, ins altväterische Bett zu steigen und noch einmal offenen Auges die Einfälle und Maximen der Freunde zu überdenken, da zwang ihn sein störrischer Geist wieder und wieder, in anderer Richtung zu traben, und, statt sich an den epigrammatischen Spitzen

Käſtners zu delektieren, dem rührenden Bilde ſeiner jungen Hausgenoſſin nachzuhängen.

Was, Teufel, war ihm eingefallen, in Maria Dorothea immer nur die Dreizehnjährige zu erblicken, die auf dem Stadtwall Blumen verkauft, und die er vor den dreiſten Uebergriffen prinzipienloſer Libertins ſchützen muß? Hatte er vergeſſen, daß die Zeit wie ein unaufhaltſamer Strom unter unſeren Füßen dahingleitet? Daß dies Mädchen um drei Zoll gewachſen war, und daß ihr Buſen ſich in ſchwebender Linie dehnte?

Unwillkürlich errötete der Hofrat bis unter die Haarwurzeln. Er ſchämte ſich. Schämte ſich ſeiner Unwiſſenheit, ſeiner Gedankenloſigkeit, ſeiner in dieſem Zuſammenhang läppiſchen Naivität. Beſaß Maria Dorothea überhaupt einen Spiegel in ihrem Kabinett? Ging es an, ſie noch länger in dem langweilig grauen Kittel mit den roſa Röschen im Grunde umherlaufen zu laſſen? Hatte er nicht Tag für Tag die Unachtſamkeit beſeſſen, ihr in Hemdärmeln zu begegnen? Und ſchätzte er es nicht als ein rechter, eingefleiſchter Hageſtolz, das Jabot mit Schnupftabak zu beſchmutzen?

Was mochte Maria Dorothea nur von ihm denken? Ob ſie ſich ſeiner ſchämte? Unter ſeinen brutalen Angewohnheiten litt? Wenn er nun wenigſtens von morgen ab den Verſuch machte, ſich zu ändern, von Grund auf zu ändern! Immerhin war er es ſich ſeiner Stellung als Hofrat und Lehrer der Jugend ſchuldig, dem weiblichen Geſchlecht gegenüber — und im beſonderen Falle dieſer kleinen, unverhofft erblühten Knoſpe gegenüber — mit Kavaliersmanieren aufzuwarten.

Vorerſt eine ſeidene Saloppe für Maria Dorothea! Sodann einen lichtfarbenen Ueberrock für den Hofrat perſönlich! Silberne Schnallen an den Schuhen ſind auch geeignet, das

Geſamtbild zu heben. Und wenn man bedenkt, mit welch abgegriffenem Dreiſpitz ein gelahrter Profeſſor der Georgia Auguſta bisher durchs Leben zu traben ſich nicht geſchämt hatte, ſo —

Ganz erſchrocken richtete ſich Lichtenberg im Bette auf. Hier muß Wandel geſchaffen werden! dachte er mit angſtvoller Beſtimmtheit. Die neue Sonne darf nicht auf alte Lotterei ſcheinen!

Andern Tags machte Maria Dorothea ein verwundertes Geſicht, als ſie der Hofrat mit verlegener Bärbeißigkeit aufforderte, ihm zum Tuchhändler zu folgen.

„Es geht nicht an“, ſagte Lichtenberg in knabenhafter Scheu, daß die Herren Profeſſores Deine Kleidung bekritteln. Ich bin nicht nur für Dein Seeliſches verantwortlich, auch für Deinen Leib, ſowie die Hülle Deines Leibes. Ich dächte: eine Saloppe aus Taffet iſt die nächſtliegende Erforderniß!“

Und damit ging er hin, ihr ein Staatskleid anfertigen zu laſſen, wie es die hochnäſigſten Profeſſorentöchter nicht glänzender aufzuweiſen hatten.

Maria Dorothea war entzückt und erſchrak vor Entzücken. Sie wagte es nicht einmal, den Hofrat anzublicken, geſchweige denn einen Dank zu ſtammeln. Wie ſie aber ſchier geiſtesabweſend mit den Fingern über die kniſternde Seide glitt, da wußte er, daß ſie im Innerſten ergriffen ſei, und daß es eines lauten Dankes nicht bedürfe.

Fortan war ein Drittes im Haus, ein Geiſtweſen, das lautloſen Schrittes zwiſchen Maria Dorothea und den Hofrat trat, ſobald dieſe ſich anſchickten, auch nur ein Wort miteinander zu wechſeln, oder einen ſchüchternen Blick auszutauſchen.

Es mochte ein Kobold ſein, wie ſie ſonſt auf Dachböden, ver-

laſſenen Söllern, in der Rumpelkammer oder im Keller zu hauſen pflegen. Dieſer aber war von beſonders aufdringlicher Art. Er trieb dem Hofrat die Röte der Verlegenheit in die Wangen, er gab dem Blick Maria Dorotheas etwas Scheues, Unſtätes, Schuldbewußtes, er legte in die Stimmen der Beiden ein Zittern, Stocken, qualvolles Taſten, und er ſcheute nicht davor zurück, ihre Gedanken auf Bahnen zu treiben, die ihnen bis dato gleichgültig, ja unbekannt geweſen waren.

„Himmel! Wie ſchön ſie iſt!“ dachte Lichtenberg und ertappte ſich dabei, wie ſein Blick, ein liſtig ſchleichender Dieb, die entzückend feine Linie ihres ſechzehnjährigen Nackens entlangglitt. „Wie unbeſchreiblich beneidenswert iſt jener Mann, der nicht wie ich die Aufgabe hat, dieſes Juwel zu bewahren, ſondern der mit kecker Hand zugreifen darf, um ſich mit ihm vor aller Welt zu ſchmücken.“

Der Hofrat ſchnitt eine Grimaſſe und preßte ſich in den Lehnſtuhl zurück, bis ihn das ſchmerzende Gefühl im Rücken an die eigne Gebrechlichkeit, die groteske Verzerrung ſeiner Körperlinie erinnerte.

„Ich werde ſie wie ein Geizhals hüten, der ſeinen Schatz hinter Schlöſſern und Riegeln aufbewahrt. Ich will um dieſes Mädchens willen habgierig, hart, eigennützig, tyranniſch, unmenſchlich werden. Der Gegenſtand meiner Träume ſoll ſie ſein. Aber im Wachen will ich ſie der Welt, dem Leben entziehen: eine Blume, die nur im Treibhaus gedeiht, ein köſtliches, entartetes Luxusgewächs, das ich mir in tyranniſcher Laune leiſte, wie Gott ſich die Welt zu ſeinem Vergnügen ſchuf.“

Ein Tumult von Gefühlen raſte durch ſeine Seele. Wo blieb die philoſophiſche Gelaſſenheit einer abgeklärten Natur? War es möglich, das Bild Maria Dorotheas im Herzen, weiter

über die Probleme der Wissenschaft nachzudenken, den akademischen Nachwuchs in die Lehren der Bahnbrecher und Zukunftweiser einzuführen?

Ein Mädchen von rührender Makellosigkeit hatte den Weg eines Krüppels und Gezeichneten gekreuzt. Diese Begegnung war Grund genug, das Weltgebäude aus den Angeln zu heben und das Weisheitsgebäude der Philosophen aller Zeiten wie ein Kartenhaus umzublasen.

Wo war noch Anhalt? Wo Hoffnung auf Beruhigung, Sichwiederfinden, Erlösung? Wenn Maria Dorothea den Fuß auf die Straße setzte, deuchte es ihm, als hätte er seine Augen und alle seine Sinne weggeschickt. Wenn sie zurückkehrte, so erschrak er im Grunde seiner Seele, und es war ihm zumute, als triebe sein Geist, eine Eisscholle unter Tausenden, den geschmolzenen Strom entlang.

Tage kamen, an denen er kein Wort mit ihr wechselte. Wie Schatten im Nebel trieben sie aneinander vorüber. Er: gesträubt, gewappnet, mit rollenden Augen und steiler gewordenem Buckel. Sie: wie eine Larve eingesponnnen, schuldbewußt und doch ahnungslos, aufs tiefste bekümmert.

In diesen Stunden sagten die Bücher dem Hofrat nichts. Er hätte sie gern zum Fenster hinausgeworfen, wäre da nicht eine letzte, vage Spur von Scheu und Ehrfurcht gewesen. Selbst der Garten lag gleichgültig und tot vor seinen Blicken. Wo war nun Wachstum, Leben, das sich im armseligsten Hälmchen offenbart? Rauschten die Säfte in den Adern der Natur? Gab es Beziehungen zwischen Mensch, Tier, Pflanze und Kristall?

Ach, kein Pulsschlag klopfte. Keine Sonne brach durch Wolken. Kein Schmetterling zerschnitt die Trägheit einer bleiernen Stille mit seinem zwecklosen, bacchantischen Gegaukel.

Lichtenberg flüchtete in das physikalische Kabinett. Hier war Kühle, Bedachtsamkeit. Aus dem kaltglänzenden Metall der Apparate sprach der Triumph der Zweckmäßigkeit, leuchtete der Sieg eines von allen Zweifeln und Revolten des Blutes unbeeinflußten Verstandes.

An einem weißgescheuerten Tisch saß Schoppe, der Famulus, emsig beflissen, eine Leidener Flasche mit Elektrizität zu füllen.

Lichtenberg riß ihn förmlich vom Stuhl in die Höhe. Seine Blicke schossen Blitze. Sein Mund war verzerrt.

„Können Sie arbeiten, währenddem ich verbrenne? Hat der Zwanzigjährige mehr Kühle und Bedachtsamkeit als der Vierziger? Spüren Sie nicht das verzehrende Fluidum, das alle Räume erfüllt? Ahnen Sie Ahnungsloser nichts von dem Schicksal, das wie eine Schattenwand hinter uns steht, um uns Widerstandslose unerbittlich in sich aufzusaugen?“

Schoppe stand mit hängenden Schultern wie ein Schulknabe vor seinem Lehrer. Seine wasserhellen Augen blickten betrübt und fassungslos. Seine gesundfarbigen Wangen schämten sich gleichsam ihrer blühenden Gesundheit.

Er stammelte sehr zurückhaltend und schonungsvoll:

„Wenn Herr Hofrat die Güte hätten, mich aufzuklären, was und wieso —“

„Was und Wieso!“ lachte Lichtenberg, um im gleichen Augenblick auf den Stuhl niederzusinken, auf dem der Famulus gesessen hatte. „Sie haben doch auch Augen im Kopf, Schoppe! Sind ein Bursche von Verstand und Geistesgegenwart! Nun reißen Sie die Augen gefälligst weit auf und geben Antwort auf meine Frage: Wie kommt es, daß ein und derselbe Mensch uns heute beglücken, morgen aber um unsere

Ruhe, unsere Sicherheit, unsere Balance, kurz, um den Schwerpunkt unserer Persönlichkeit bringen kann?"

„Wenn ich Herrn Hofrat recht verstehe —" setzte Schoppe tastend ein.

„Deutle Er nicht, Schoppius!" brauste Lichtenberg auf. „Sei Er nicht Bücherwurm, sei Er Mensch! Ach, ich sehe, Er hat nie gebrannt. Wie soll Er wissen, wie Flammen zu löschen sind?"

Der Famulus fühlte sich vernichtet wie die Schnecke, deren Schicksal es ist, von einem einzigen Fußtritt ausgelöscht zu werden. Er wagte nicht aufzublicken, aus Furcht, dem sprühenden Dämon in den Augen Lichtenbergs begegnen zu müssen. Er stammelte sehr demütig:

„Herr Hofrat müssen schon verzeihen. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Und wenn ich es bis zu der Stellung gebracht habe, die ich nun bekleide, so ist es nicht das Verdienst meiner geistigen Ueberlegenheit, sondern meiner Beharrlichkeit. Ich weiß, meine Anlagen sind verteufelt einseitig. Ich hoffe, Herr Hofrat werden mit meinen bescheidenen Hilfeleistungen immer zufrieden sein. Aber wenn es sich um Dinge handelt, die jenseits von Physik und Naturphilosophie liegen, so —"

Lichtenberg hielt sich die Ohren zu und mußte gegen seinen Willen lachen.

„Schoppe, Sie sind das Musterbild eines Famulus. Aber in menschlichen Dingen sind Sie tot wie die Leidener Flasche, die nichts als Behälter lebendiger Ströme ist."

Damit lief er zur Tür hinaus, zum Haus hinaus, zur Stadt hinaus. Am liebsten hätte er sich in den Sturmwind verwandelt, der Zweige knickt und Bäume entwurzelt. Aber

er war ja kein Gott, der nach Laune und Belieben schalten und walten kann. Nur ein Mensch: das Lumpenbündel aus Schwäche, Hilflosigkeit, Begier und Furcht.

Die Sonne lachte wie je. Die Wiesen grünten wie je. Hü! rief der Bauer hinterm Pflug und schnalzte behäbig mit der Zunge. Ho! rief der Postillon auf der staubigen Landstraße und knallte königlich selbstbewußt mit der Peitsche. Nirgends Rätsel, nirgends Abgründe. Das Leben war ja so einfach und strahlte im hellsten Licht wie nun auf den Hügeln das Kirchlein von Nikolausberg.

Der Hofrat hielt nachdenklich inne und biß sich auf die Lippen.

„Vielleicht habe ich mich wie ein Junge benommen, nicht wie der reife Mann, dem das Leben nichts mehr anzuhaben vermag?“ dachte er beschämt und wurde rot bis zu den Schläfen. Dann aber blickte er übers muldenförmige Leinetal, das wie eine Kinderwiege breit und doch nicht schwerfällig zu seinen Füßen lag, und stellte sich die Frage: „Gibt es denn einen Menschen, dem das Leben nichts mehr anzuhaben vermag? Schützt etwa der Hofratstitel? Oder der wissenschaftliche Ruf? In Dingen des Lebens bin ich waffenloser als der jüngste Student, der bei den koketten Dienstmenschern in die Lehre gegangen ist.“

Wieder stutzte er und kaute an den Lippen.

„Bin ich vielleicht überempfindlich? Mündet nicht am Ende aller Zweifel in der Erkenntnis: Sobald einer ein Gebrechen hat, sieht er die Welt durch Brillengläser? — Gesetzt den Fall, ich wäre gut gewachsen, kein Adonis, aber rechtschaffen gebaut, ohne durch körperliche Vorzüge wie Nachteile aufzufallen — ja, gäbe es dann noch ein Ueberlegen? Aber

wenn ich so, wie ich bin, vor das Mädchen hinträte und ihm freimütig sagte: Ich liebe dich. Ja, staune nur, aber glaube mir: Ich kann nicht leben ohne dich! — müßte es nicht hell auflachen über den buckligen Kobold, der die makellose Prinzessin freien will?"

Lichtenberg lief über die Felder und achtete nicht darauf, daß zornwütige Bauersknechte hinter ihm dreinfluchten. Er sah und hörte nichts vom äußeren Weltbilde, aber die Flammen, die seine Seele durchrasten, schossen ihm in Garben zu den Augen heraus.

Gegen Abend kam Ruhe über ihn. Er hatte sich müde gelaufen. Von der Höhe des Hainbergs herab umspannte sein Blick die dunkelnde Stadt. Wie ein gediegener Siegelring umschloß der Wall das Häusergewirr. Wie Finger stachen die Türme von St. Johannis und St. Jacobi in den Himmel. Dort irgendwo mochte sein Haus liegen. Er stellte sich im Geist den Treppenaufgang vor, das physikalische Kabinett und Maria Dorotheas Stübchen. Der Famulus legte nun die Arbeit nieder und verabschiedete sich mit obligatem Kratzfuß. Das Mädchen trat ans Fenster, um Luft zu schöpfen, oder den Vorübergehenden neugierig nachzublicken.

Wenn man die Gedanken lesen könnte, die hinter der Stirn der Sechzehnjährigen auftauchen! Erfreut sich nicht ihr Blick an der Wohlgewachsenheit jenes Musensohnes, der nun in Pikesche und Kanonenstiefeln vorüberdröhnt? Hängt nicht ihr Herz jenem Petitmaitre nach, der in Surtout und Seidenstrümpfen, chapeaubas, mit Bürgertöchtern tändelt? Ist es auch nur denkbar, daß sich der Blick des Mädchens ins eigne Innere verliert, um in Dankbarkeit, geschweige denn Zärtlichkeit, sich des verwachsenen Hofrats zu erinnern?

Und wenn sie doch — schweig, Herz, duck dich, Phantasie! — und wenn sie doch auf den Gedanken käme: kein andrer als Lichtenberg sei dazu geschaffen, ihr das Glück, den Frieden eines stillen, häuslichen, weltfernen Daseins zu bereiten?!

Vermeßne Hoffnung! Tollkühner Traum! Und dennoch — —?

Mit eins war Lichtenberg von einer überlegenen Ruhe und Klarheit erfüllt, wie er sie sonst nur bei wissenschaftlicher Arbeit zu kennen pflegte. Er stieg den Hainberg hinab und erreichte das Stadttor vor Feierabend. Er wurde von Bürgern, Studenten, Professoren gegrüßt und erwiderte den Gruß mit der gespreizten Würde eines Tanzmeisters. Er trat in sein Haus ein und begab sich ohne Zaudern in das Refugium seines Studierzimmers.

„Ich werde mit wissenschaftlicher Kühle zu Werke gehen!“ sagte er sich, und sein Gesicht nahm bereits wieder die Maske des Ironikers an, die er sich für den täglichen Gebrauch zurechtgelegt hatte. „Man reiht Beobachtung an Beobachtung, Experiment an Experiment, um den Rätseln der Natur ihr Rätselhaftes zu nehmen. Ich werde bald wissen, wie dies Mädchen über mich denkt, ohne daß es eine Ahnung davon empfängt, wie es in meinem Inneren aussieht. Mehr Kühle, Lichtenberg! Und die beruhigende Einseitigkeit unseres guten Schoppe!“

Damit war er innerlich wieder so weit, um bis tief in die Nacht hinein über die Wunder der Physik nachgrübeln zu können.

*

6.

Lichtenberg ſprach mit Schoppe über Metamorphoſe. Der gute Junge war gelehrig; was ihm mangelte, war ein befruchtender Widerſpruchsgeiſt. Seinem anerkennenden Nicken gegenüber ſchien es ſchlechterdings unmöglich, angeſpannten Sinnes zu bleiben. Der Hofrat ertappte ſich dabei, wie ſeine Gedanken vom geraden Wege abbogen und gleich Schmetterlingen quer über die Wieſe taumelten. Von der Metamorphoſe der Pflanzen zur Wandlung, die in Maria Dorothea ſich vollzogen hatte, war nur ein Sprung. Lächelnden Blickes hielt er bei dem neuen Gegenſtand ſeiner Beobachtung.

„Was halten Sie von der Kleinen, die uns betreut, Schoppe?“ ſtieß Lichtenberg wie ein Habicht in die wiſſenſchaftliche Gedankenwelt des Famulus.

Schoppe mußte ſich auf das neue Thema erſt einſtellen. Seiner flachshaarigen Blondheit war es nicht gegeben, wie ein Heuſchreck die grünen Unendlichkeiten einer Wieſe ohne Federleſens zu durchqueren. Dann aber, als er begriffen hatte, wohin der Hofrat ſteuerte, erwiderte er mit betonter Ernſthaftigkeit:

„Im Rechnen und Schreiben iſt ſie nun perfekt. Im Franzöſiſch-Parlieren ſtört eine gewiſſe Leichtfertigkeit, welche gram-

matikalische Fundamente auf die leichte Schulter nimmt. Was aber die Auffassungsgabe der Demoiſell im allgemeinen anbelangt —"

Lichtenberg ſchnitt ihm mit einer Handbewegung die Rede ab.

„Sagen Sie: Demoiſell? Warum ſagen Sie Demoiſell, Schoppe? Ich müßte mich doch ſehr täuſchen, wenn Sie bis dato nicht: das Kind, die Kleine, Mariechen oder auch das Geiſtchen geſagt hätten? Heute nun, Demoiſell, zum Henker?"

Der Famulus wurde verlegen, ohne ſich klar darüber zu werden, was eigentlich ihn in die Enge trieb. Er taſtete:

„Man kann nicht gut länger —. Herr Hofrat werden vielleicht ſelbſt die Beobachtung gemacht haben —. Mein Gott, drei Jahre iſt ſie bereits im Hauſe. Drei Jahre ſind eine lange Zeit. Und wenn man bedenkt, daß gerade in dieſem Alter — je nun — ich meine —"

Lichtenbergs Blick ruhte mit der kaltglänzenden Starrheit, wie ſie Vogelaugen zu eigen iſt, auf den Geſichtszügen Schoppes. Das brachte den guten Jungen vollends außer Faſſung. Himmel, was hat der Hofrat nur heute? dachte er bebenden Herzens. Und worauf hinaus will er mit ſeinen Fragen?

Aber ſchon beſchrieb der Raubvogel Lichtenberg über ſeinem Haupte engere Kreiſe.

„Zugegeben, Schoppe! Zugegeben! Aber: Demoiſell?! Was veranlaßt Sie heute, Demoiſell zu ſagen?"

Der Famulus blinzelte wie ein Opfertier, das, im Innerſten gelähmt, dem entſcheidenden Gleitflug des Würgers entgegenſieht.

„Mein Gott, ich hätte auch Jungfer ſagen können!" ſtammelte er, und ſeine geſundfarbigen Wangen flammten wie Roſen auf.

„Jungfer!“ Lichtenberg kniff die Lippen zusammen, und aus seinen Augen stach ein Dämon.

Mit einemmal überfiel ihn eine ausgelassene Beweglichkeit. Wie ein Kobold wirbelte er durchs physikalische Kabinett, mit flügelflatternden Armen und hüpfendem Buckel. Ganz leise klirrten die Messinginstrumente. Es klang wie Geistermusik.

Schoppe war beiseite getreten. Er lehnte sich mit den Handinnenflächen gegen die Wand und vergaß vor Erregung, den Mund zu schließen. Er sah allerliebst aus in seiner gesunden, jungenhaften Ahnungslosigkeit.

Aber Lichtenberg bemerkte dies nicht. Seine Augen schimmerten grünlich, und sein Mund zitterte in Feuchtigkeit und Verlangen. Plötzlich griff er nach Schoppes Hand und preßte sie stürmisch an sich.

„Hält Er sie auch für eine verwunschene Prinzessin? Würde Er ihr auch einen gläsernen Palast bauen? Hat Er sie überhaupt hinter seinen bauchigen Brillengläsern schon beangenscheinigt?“

Ueber Schoppes Gesichtszüge huschte ein pfiffiges Lächeln — eine Sekunde lang — um sofort dem Ausdruck wissenschaftlicher Würde Platz zu machen. Er erwiderte gemessen wie ein gelehrter Gutachter:

„In puncto Leibesschönheit kann sie es mit jeder Professorentochter aufnehmen. Es wird ihr nicht schwer fallen, einen Freier zu finden. Und da sie zudem Herrn Hofrats Protektion genießt —“

Lichtenberg schnitt eine Grimasse.

„Wer spricht vom Heiraten? Zunächst kommt es darauf an, festzustellen, ob — “

Schoppe nickte ernsthaft.

„Sie ist untadelhaft. Man müßte schon klassische Autoren anziehen, wollte man die Reize ihrer Körperlichkeit im Einzelnen —“

Lichtenberg hielt die gleitende Hand des Famulus fest. Sein Auge funkelte.

„Der Schwung ihrer Stirn. Die Grazie der Nackenlinie. Der bräutliche Schleier, der über ihren Blicken liegt.“

Schoppe fiel, die Tonart Lichtenbergs aufnehmend, ein:

„Der behende Gang. Die Sehnsucht ihrer schwellenden Lippen. Das wohlgeformte Ohr. Das Knospen ihrer —“

„Halt!“ rief Lichtenberg. Seine Nasenflügel flackerten. „Ich sehe, wir sind d'accord. Es galt, die Beobachtungen zweier Hirne miteinander zu vergleichen. Die Rechnung stimmt. Korrektion überflüssig. Zurück zur Metamorphose, dem Ausgangspunkt unsrer Betrachtung. Wir sprachen —“

„Von Ei, Raupe, Puppe und Schmetterling!“ fiel Schoppe dienstbeflissen ein.

Der Hofrat hob die Hand dozierend.

*

7.

„Was hat der Hofrat?“ fragten Kollegen, Studenten und Bürgersleute, wenn man auf Lichtenberg zu ſprechen kam, oder wenn er in höchſteigner Perſon an ihnen vorüberſchritt: geiſtesabweſend, in einer Wolke von Gelehrſamkeit, dennoch hüpfenden Schrittes und mit einem zuckenden Lächeln um den Mund, das mit Ironie nichts gemein hatte. Nahm man es ihm übel, wenn er zu grüßen vergaß, den Gruß anderer nicht beachtete, es verſäumte, zu den eignen Kollegs zur Stelle zu ſein, und, wenn man ſich in ein Geſpräch mit ihm einließ, Antworten gab, die in ihrer Ahnungsloſigkeit den Beweis dafür erbrachten, daß ſeine Seele in völliger Verſunkenheit losgelöſt von allem Irdiſchen war?

Dieſer ſchnurrige Kauz war ein Sonderling. Als Sonderling hatte er Anſpruch auf Vorrechte, die keinem anderen zuzubilligen waren. Durfte man nicht lächeln über ihn? Und war dies Lächeln nicht erſt durch einen Freibrief auf ſeine Schrullenhaftigkeit zu erkaufen?

Lichtenberg genoß die Vorteile ſeiner Ausnahmeſtellung. Er lebte. Ja, er lebte! Er ſchwamm in einem Lichtſtrom und ruderte mit kräftigen Stößen dem funkelnden Ziel entgegen.

Niemand ahnte, was in ihm vorging. Sein Mund zuckte. Seine Augen glichen Lichtschächten, in deren Tiefe es geheimnisvoll glomm. Aber bis zu den Wundern seiner Seele drang niemandes Blick vor. Die gehörten ihm — ihm ganz allein. Selbst Maria Dorothea begriff nicht.

Endlich war Lichtenberg mit sich ins Reine gekommen. Das Idyll, das ihm das Kind Maria Dorothea beschert hatte, sollte nun, da auch die Jungfrau Maria Dorothea sein Haus mit ihrer Anwesenheit beglückte, zum Inhalt seines Lebens werden.

Natürlich galt es, vorsichtig zu Werke zu gehen. Dieser Falter, der seinen Garten zum Aufenthaltsort erkoren hatte und sich in keuscher Pracht der Farben auf Blüten und Blättern wiegte, war nicht mit Fußangeln, Schlingen und Fallen zu fangen. Voraussetzungslos mußte das Schicksal sich auf ihn herabsenken: einem Schleier gleich, der so zart ist, daß er nicht Gefahr läuft, den Duft des Farbstaubs seiner Flügel zu verletzen. Man erlöst eine verwunschene Prinzessin nicht dadurch, daß man ihr Mut und Hoffnung macht und daß man sie auf eine glücklichere Zukunft vertröstet. Man baut statt dessen den gläsernen Palast. Man füllt ihn mit Licht, Duft und Süßigkeiten. Man breitet Teppiche und seidene Decken. Dann aber hebt man ganz einfach den Zauberstab. Der Bann zerflattert wie Morgennebel. Die Kruste knistert und zerspringt. Und aus der Larve hüpft das Seelchen, das Lichtgeschöpfchen, die schimmernde Idee.

Lichtenberg lächelte. Tagelang, wochenlang lief er mit diesem Lächeln auf den Lippen durchs Leben. Gab es eine köstlichere und reinere Freude als die Vorfreude? Wenn es ihm nun einfiele, diese Vorfreude ein ganzes Leben lang andauern zu lassen —? Wenn er niemals aus dem geheimnisvollen Däm-

mern des Morgens ins klare, grelle Licht des ſchleierloſen Tages träte —? Iſt Wunſch nicht beglückender als Erfüllung? Und ruht nicht aller philoſophiſche Gewinn letzten Endes auf — Verzicht?!

Wie ſüßes Gift begann das Spiel mit zögernder Entſagung die Tatkraft ſeines Geiſtes zu durchſetzen. Die ahnungsloſe Scheu des Mädchens, ſeine ſchamhafte Verlegenheit, ja, die zitternde Faſſungsloſigkeit dieſer aufgeſcheuchten Seele beſtärkten nur die überlegene Sicherheit ſeines eigenen Geiſtes. Er ſpielte mit Maria Dorothea wie die Katze mit der Maus. Und wenn ihn ein flehender Blick aus feuchten, dunklen Augen traf, ſo hielt er im Spiel nachdenklich inne, ſondern vertröſtete ſich in ſorgloſer Heiterkeit: Sie kann mir ja nicht entgehen! Ich bin der lieblichen Beute ſicher!

Dem Famulus Schoppe gegenüber war Lichtenberg aufgekratzter denn je. Er vermied es geradezu, von wiſſenſchaftlichen Dingen mit dieſem jungen Menſchen zu reden. Statt deſſen floß ſein Mund von Scherzen und luſtigen Einfällen über. War es nicht viel verlockender, an Stelle grauer Gelehrſamkeit grünendes Leben ſelbſt zu meiſtern? Woran denkt denn ſolch ein ſemmelblonder Fant? Etwa an die trocknen Gemeinplätze erſtarrter Wiſſenſchaft? Oder an die flatternden Kattunröckchen der Apothekersmagd? Man ſtelle ſich nur das Gehirn dieſes oder eines ähnlichen jungen Mannes vor, das nach äußeren Eindrücken lechzt, einer verbotenen Phantaſie Tür und Tor offen hält und nur notgedrungen die Würde wiſſenſchaftlichen Ernſtes zur Schau trägt. Er ſelbſt aber, Hofrat und anerkannte Autorität, iſt er denn ſchon ſo verſtaubt, daß er die blühenden Wunder des Lebens unter dem Wuſt der Gelehrſamkeit nicht mehr zu entdecken vermag?

Sein Blick sprühte. Seine Hand griff lebhaft nach dem erstaunt aufschauenden Famulus. Er kam sich wie eine überhitzte Dampfmaschine vor, und es war höchste Zeit, ein Ventil zu öffnen, wollte er nicht Gefahr laufen, von dem Uebermaß an innerer Kraft zersprengt zu werden.

Schoppe folgte den seltsam huschenden Bewegungen des kleinen Buckligen, der sein Herr und Meister war, mit dem Gefühl wachsender Ueberlegenheit. Glich der Hofrat in seiner ausgelassenen Fassungslosigkeit nicht einem Verzauberten, der die Gewalt über die eigne Seele verloren hat?

Ach, du armer Buckel! dachte er mitleidig und hochmütig zugleich. Ahnst du mit einemmal etwas von den Wundern der geradegewachsenen Welt? Als ob ich nicht Augen im Kopfe hätte und nicht wüßte, daß ein hüpfendes Mädchenherz, ein blonder Zopf, das ermunternde Lächeln koketter Augen Dinge sind, die man gemeiniglich nicht gern vermissen möchte!

Aber Lichtenberg kam nicht auf den Gedanken, der Schüler könnte in Dingen einer holden Weiblichkeit wissender sein als der berühmte Lehrer. Er stand mit ihm am Fenster und glossierte die Göttinger Frauen und Mädchen, die am Hause vorüberschritten. Seine Art war satirisch und doch ohne beißende Schärfe. Er fand nicht den Mut zur Grimasse, und wenn er die Lauge seines Spottes über die Schwächen der Weiblichkeit im allgemeinen ergoß, so geschah es nur, um Maria Dorotheas Bild in um so reinerem Glanze erstehen zu lassen.

Dieses Spiel — denn nicht anders als ein Spiel war es zu nennen — gefiel dem Hofrat ungemein. Er hätte es bis ans Ende aller Tage fortgesetzt, wenn nicht Maria Dorothea selbst mutig genug gewesen wäre, dem allen einen Riegel vorzuschieben.

Eines Tages ſtand ſie vor Lichtenberg: in ſtiller Gefaßtheit und einer ſchlichten Selbſtverſtändlichkeit, die er nicht begriff, vor der er aber doch die Stirn ſenkte.

„Ich muß nun wieder zu den Eltern zurück!“ ſagte ſie, und ihre Stimme bebte nicht einmal. Aber ſie war blaſſer als ſonſt, und der Blick ihrer braunen Augen hatte etwas Starres.

Lichtenberg erſchrak. Er kniff die Lippen zuſammen und wagte es nicht, ihr ins Geſicht zu ſehen. — Warum —? Warum —? ſchrie es geduckt in ſeiner Seele. Aeußerlich aber zwang er ſich zu einer Gelaſſenheit, wie man ſie von ihm als Hofrat und berühmtem Lehrer der Georgia Auguſta erwarten durfte.

Mit Daumen und Zeigefinger ein Staubfäſerchen vom Rockaufſchlag ſchnippend, antwortete er mit einer Stimme, die mühſam Ruhe aufrecht erhielt:

„Haſt du es nicht gut bei mir? Behandelt man dich ſchlecht? Wer will dir übel? Klage an, wenn du zu Anklagen dich berechtigt glaubſt!“

Maria Dorothea ſchüttelte den Kopf.

Lichtenberg blickte auf.

„Alſo — das iſt es nicht? Aber ich begreife nicht —“

Das Mädchen antwortete gequält:

„Fragen Sie nicht, Herr Hofrat!“

Da ſtampfte Lichtenberg ungeduldig auf:

„Das iſt es nicht! Und Fragen darf man nicht ſtellen! Eine Marotte? Oder gibt es doch tiefere Gründe? Werde einer aus euch Weibern klug!“

Brennende Röte übergoß des Mädchens Wangen. Es ſchlug die Hände vors Geſicht. Und während noch der Hofrat die

Hand versöhnlich nach ihm ausstreckte, lief es wie ein gescheuchtes Wild zur Tür hinaus.

In flammender Fassungslosigkeit blieb Lichtenberg zurück. Er wußte nicht: hatte er dies Kind verloren? Empfand es Angst vor ihm, Abneigung, unerklärliche Scheu? Oder liebte es ihn, um in der Verwirrung seiner Liebeserkenntnis vor sich selbst zu fliehen?

Man mußte sich nur einmal klar darüber werden, was es hieß: dies Kind stehe vor der Wahl, ihm, dem Vierzigjährigen, Professor und Hofrat, Autorität und Berühmtheit, zu folgen, oder aber kurz entschlossen ihm die Hand zum Bunde zu verweigern! Gab es Entscheidungen von größerer Tragweite? Und war es nicht das Natürlichste von der Welt, daß ein sechzehnjähriges Ding unter der Last seiner Entschlüsse zusammenbrach?

Lichtenberg ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder. In seiner Brust wuchs die Hoffnung. Er richtete sich auf, und um seine Lippen schwebte schon wieder ein Lächeln. Als er aber von ungefähr ein Bild seiner Person im Spiegel auffing, zuckte er schmerzlich zusammen und wandte den Blick jäh nach der anderen Seite.

Es hilft nichts, aufrecht gehen zu wollen, wenn der Kopf doch immer zwischen den Schultern steckt. Man soll sich nicht durch Bräutigamsallüren lächerlich machen, wenn man mit einer Rückenlinie von groteskem Schwung aufzuwarten hat. Vielleicht ist Maria Dorothea in Wahrheit verliebt! Nicht aber in einen kläglichen Hagestolz, der den Spott der geradegewachsenen Mitwelt verdient, sondern in den ersten, besten Studiosus, der über nichts weiter verfügt als ein pausbackiges Gesicht, eine gutsitzende Pikesche und die ungeistige Kraft seiner zwanzigjährigen Jugend!

Er aber —? Lichtenberg? — Ist er verurteilt, abseits zu stehen? Eine Karikatur göttlicher Schöpfung? Gilt die herrschende Macht des Geistes nichts? Die zufällige Makellosigkeit irdischer Gliedmaßen alles?

Der Hofrat lief zur Tür hinaus. Blindlings tappte er sich über den dunkelnden Gang. Er fürchtete sich. Die Einsamkeit war grauenerregend. Gab es denn niemanden, an den er sich hätte klammern können?

Er öffnete die Tür zum physikalischen Kabinett. Vielleicht, daß der Famulus —?

Richtig: dort saß Schoppe. Fleißig wie immer, der gute Junge! War es zu verantworten, daß er bis in die anbrechende Nacht hinein über Büchern und Instrumenten saß und sich die Augen verdarb?

Mit krampfhafter Ausgelassenheit schloß Lichtenberg den Schüler in die Arme und klappte das Buch zu, an dem er studierte.

„Es hilft nichts, Schoppe!“ sagte er, und seine Augen schillerten unruhig. „Sie müssen mir Trost spenden, oder doch wenigstens eine Beruhigungspille verabreichen. Es ist mir verteufelt merkwürdig zu Mute.“

Der Famulus hob den Blick hinter den Brillengläsern. Um seine Lippen huschte ein Lächeln. Aber dann erwiderte er sehr devot:

„Wenn ich Herrn Hofrat mit meinen schwachen Kräften —“

Lichtenberg fiel ihm ins Wort:

„Schwache Kräfte! Was schwatzen Sie denn da? Wenn hier von Schwachheit die Rede sein kann, so bin ich derjenige, welcher —. Aber lassen wir das nur! Wer sich selbst ergründen könnte! Schoppe, das wäre noch eine Aufgabe. Mit der Blend-

laterne in die Dämmergründe des Bewußtseins hinableuchten! Die feinsten Verästelungen der Seele bloßlegen! Zum Kuckuck mit der gesamten Wissenschaft! Was wissen wir denn —? Nicht einmal Neigung und Abneigung lassen sich einwandfrei nachweisen."

Der Famulus räumte geräuschlos die Instrumente zusammen. Ihm war unbehaglich zu Mute.

„Ob nicht alle Energie auf Schwingung beruht?" fragte Lichtenberg, scheinbar auf ein anderes Thema abspringend. „Licht, Elektrizität, Geist — Schwingungen, die nicht in der Art, nur im Verhältnis verschieden von einander sind! Schließlich ließe sich alles Leben auf Schwingungen zurückführen, der Wechsel der seelischen Verfassung auf die wechselnden Wellenlängen. Wer nur die geistige Kraft und Klarheit besäße, die mannigfaltigen Schwingungsverhältnisse in greifbaren Zahlen auszudrücken!"

Schoppe horchte verwundert auf. Lichtenberg hielt nachdenklich den Zeigefinger an die Nase. Plötzlich aber ließ er ihn sinken und sagte unvermittelt:

„Unser Geistchen will uns verlassen. Maria Dorothea geht zu den Leinewebersleuten zurück."

Der Famulus riß den Mund vor Verwunderung weit auf. Dieser Gedankengang war für seine Begriffe zu plötzlich.

Lichtenberg aber nickte erbittert:

„Wie ich Ihnen sage: zu den Leinewebersleuten! Wer hat ihr etwas zuleide getan? Können Sie erraten —?"

Der blonde Junge schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Sehen Sie, das ist ja das Schreckliche!" rief der Hofrat. „Niemand weiß etwas. Niemand vermag zu erklären. Ich habe sie gefragt. Aber sie weicht aus. Begreiflicherweise. Vielleicht

verwirrt sie meine Stellung, die Autorität, die sie in mir sieht. Aber Sie, Schoppe —! Ich dächte doch, wenn Sie mit ihr redeten! Jugend zu Jugend!“

Lichtenbergs Blicke hingen voller Erwartung an den Gesichtszügen des Famulus. Der lächelte verlegen und vergaß zu antworten.

Da rüttelte ihn der Hofrat heftig.

„Sie müssen mir diesen Dienst erweisen, Schoppe. Ich vergehe unter der Unklarheit der Verhältnisse. Sprechen Sie mit ihr. Ein Wort von Ihrer Seite, dächte ich —“

Schoppe blickte ungläubig auf. Er zuckte mit den Achseln. Aber er entschloß sich doch, Lichtenbergs Wunsch zu erfüllen. Wann je hätte er dem Hofrat einen Wunsch abgeschlagen!

Der Famulus ging. Lichtenberg atmete erleichtert auf. Nun mußte sich's ja entscheiden, ob —

Zum Kuckuck! Der kleine Bucklige schüttelte alle Sorgen von sich ab. Eine verzweifelte Lustigkeit stieg in ihm auf. In stolzer Grandezza trat er an den Büchertisch, bereit, es mit den schwierigsten Problemen seiner Wissenschaft aufzunehmen. Kaum aber hatte er die Nase in staubige Folianten gesteckt, als ihm der Mut zur gelehrten Forschung schon wieder verging. Behalte doch der Teufel Kaltblütigkeit und Ruhe, um in dieser Lage, dieser mehr als kritischen Lage, sich auf das „ab ovo“ der Wissenschaft zu werfen!

Lichtenberg sprang auf und trat ans Fenster. Warum saßen die Menschen auf der Bank vorm Haus, als gäbe es keine Unrast, keine Sorge, keine völlige Fassungslosigkeit in der Welt? O ja — diese Spießer hatten es gut! Sie waren satt und beruhigt. Ihr Geist machte keine unvorhergesehenen Sprünge. Und nun gar das Herz —!

Der Hofrat schnitt ihnen eine Grimasse und trat vom Fenster zurück. Er legte die Hände auf den Rücken und schritt in abgezirkeltem Gleichmaß vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster.

Unwillkürlich mußte er an Examenskandidaten denken, die in ähnlicher Gemütsverfassung ihrem Urteilsspruch entgegensehen. Die armen Teufel! Wie oft schon hatte er sie durch maliziöse Geistreichigkeit aufgescheucht und erschreckt! In Zukunft sollte das anders, besser werden. Eingedenk der eignen Qual, die er nun erlitt.

Lichtenberg hielt im Gehen inne. Warum kam Schoppe nicht zurück? Die Zeit verstrich. Aus Minuten wurden Viertelstunden. Daß der gute Junge doch immer mit pedantischer Gründlichkeit zu Werke ging!

Aber vielleicht war nur die eigne Unruhe daran schuld, wenn er nun ungeduldig auf die Rückkehr des Famulus wartete! Auch ein Wild ist nicht im Handumdrehen zu fangen. Und wenn man die Scheu und Schreckhaftigkeit Maria Dorotheas in Rechnung zog, so war ja klar, daß —

Der Hofrat merkte nicht, daß es dunkel geworden war. Er schritt im Studierzimmer auf und nieder. Die Unterlippe hing ihm wehmütig herab, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

Plötzlich blieb er stehen. Herausgerissen aus dämmernder Gedankenlosigkeit. War es denn menschenmöglich, daß Schoppe noch immer in Maria Dorothea hineinzureden versuchte? Jetzt noch! Oder hatte sie längst das Haus verlassen? Und wagte es der Famulus nicht, unverrichteter Dinge zu ihm zurückzukehren?

Lichtenberg öffnete die Tür und eilte über den dunklen Gang. Es war so still, daß kein Zweifel mehr blieb: das Mäd-

chen hatte ihn ohne Abschied verlassen. Nur noch mechanisch öffnete er die Tür zu ihrem Zimmer, um einen Blick hineinzuwerfen.

Wozu eigentlich? Ein leerer Raum wirkt traurig, verstimmend, niederdrückend. Und wenn er nun gar einstmals dazu gedient hat, einem unbeschreiblich lieblichen Lichtwesen Unterkunft zu gewähren, so —

Lichtenberg schrak auf. Er strich mit der Hand über die Augen, um sie, gleichsam gelähmt, wieder sinken zu lassen.

War der Raum wirklich leer? Plagten ihn krankhafte Gesichte? Die Dunkelheit gebiert Wunder. Und wenn man von diesem Gesichtspunkt aus an die Dinge herangeht, so —

Lichtenberg hielt den Atem an. Er fühlte, daß er fieberte. Aber die Hände waren eiskalt, die Zähne begannen zu klappern.

Licht! Warum beleuchtete nicht eine plötzlich aufflammende Helligkeit das Liebespärchen, das in gänzlicher Versunkenheit Gott und Welt vergessen zu haben schien?

Des Hofrats gierige Blicke fraßen sich durch die Dunkelheit. Beim Himmel! Da saß wie sonst Maria Dorothea in ihrem Sessel. Ihr zu Füßen aber, mit dem selbstverständlichsten Lächeln von der Welt, Schoppe, der Famulus, in unbeschreiblicher Verzückung!

„Ach, ich Narr!“ dachte Lichtenberg und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Wäre ich unbeteiligter Zuschauer dieser Schäferszene, so hätte ich ein boshaftes Aperçu auf das lächerliche Opfer der Verhältnisse schnell zur Hand. So aber —“

Er schickte sich an, unbemerkt, wie er gekommen war, Maria Dorotheas Zimmer zu verlassen.

In diesem Augenblick schrak das Mädchen aus seiner lächelnden Erstarrung auf. Und, das Tragische der Lage mit weib-

lichem Instinkt begreifend, flog es an Lichtenberg vorüber, den Gang entlang, die Treppe hinunter.

Schoppe hatte sich gleichfalls aufgerichtet. Er blinzelte wie ein Schläfer, der vorzeitig geweckt wird, und stand vor seinem Herrn und Lehrer wie ein ertappter Kirschendieb.

„Da haben wir die Bescherung!“ polterte Lichtenberg und bemühte sich erfolglos, eine Grimasse zu schneiden. „Was wagt Er sich an Dinge, die außerhalb seiner Wissenschaft liegen, Schoppius?“

Der Famulus stammelte erschüttert:

„Herr Hofrat hatten mich selbst beauftragt —“

Lichtenberg schüttelte den Kopf melancholisch.

„Er ist zu gründlich, Schoppius. Ich habe es immer gesagt.“

Der Famulus hob den Arm in rührender Hilflosigkeit.

„Ich schwöre, daß ich noch nie in meinem Leben —“

Lichtenberg nickte erstarrt:

„Der gleiche Schwur gilt für mich. Verlaß Er sich darauf, junger Mensch!“

*

8.

Der Hofrat verbrachte die Nacht ſchlaflos. Das Beſchämende ſeiner Lage quälte ihn wie eine Schuld. Erſt gegen Morgen kam etwas wie Beruhigung über ihn. Er nickte gelaſſen vor ſich hin und dachte: Scheint erſt die Sonne übers Nachbardach, wird man ſich in höchſteigner Perſon zu den Leinewebersleuten begeben. Es kommt zu einer geruhigen Ausſprache. Zugunterletzt aber entſchließt ſich Maria Dorothea, doch wieder ins hofrätliche Haus einzuziehen. Wozu alſo die Angſt und Erregung der Seele?

Mit derartigen Gedanken fand Lichtenberg einen leiſen Morgenſchlummer. Als er wieder erwachte, ſtand die Sonne hoch am Himmel. Dieſer Umſtand ſchreckte ihn auf. Mit Eile kleidete er ſich an, vergaß, das obligate Frühſtück einzunehmen, und machte ſich unruhigen Herzens auf den Weg.

Die Leinewebersleute empfingen den Hofrat voller Verwunderung.

So früh am Morgen! Und ohne Umſtände! Das mußte ſeine triftigen Gründe haben.

Warum ſpielen ſie mit mir Verſtecken? dachte Lichtenberg verärgert. Und zur Mutter Maria Dorotheas gewandt, ſagte er, eine Falte des Unmuts auf der Stirn:

„Rufe Sie mir flugs das Mädchen!“

„Das Mädchen?“

Lichtenberg ſtampfte mit dem Krückſtock auf.

„Zum Kuckuck! Maria Dorothea!“

Der Leineweber machte einen linkiſchen Kratzfuß.

„Nichts für ungut, Herr Hofrat!“ ſagte er. „Mariechen macht ſich rar. Es iſt ihre Art ſchon gar nicht, den Eltern früh am Tage das Haus einzulaufen.“

„Wer ſpricht von früh? Geſtern abend iſt ſie zu Euch zurückgekehrt. Ich ſage: es iſt ein übler Spaß, ſie nun vor mir verbergen zu wollen.“

„Ach, du lieber Gott im Himmel!“ wehklagte die Leinewebersfrau. „Wir ſind rechtſchaffene Leute. Haben wir uns je gegen die Anordnungen des Herrn Hofrat aufgelehnt?“

„Nun alſo!“ Lichtenbergs Stirn heiterte ſich auf. „Flugs! Flugs! Hinter jener Schlafkammertür verbirgt ſie ſich. Heraus mit dem leibhaftigen Wunder!“

Der Leineweber, der noch immer in gebeugter Haltung an ſeinem Webſtuhl hing, erhob ſich ſchwerfällig und ſchritt auf den Hofrat zu. Er bemühte ſich redlich, das Wort zu ergreifen, aber der Schreck oder die Erregung ſeiner Seele legten ſich ihm wie ein Schloß vor die Lippen.

Behender war die Leinewebersfrau.

„Wenn Herr Hofrat die Güte hätten, ſich ſelbſt zu überzeugen!“ ſagte ſie und wies mit der Hand auf die Schlafkammertür. „Wir haben Mariechen ſeit verwichenem Sonntag nicht zu Geſicht bekommen.“

Lichtenberg entfärbte ſich. Maria Dorothea nicht bei ihren Eltern —? An dieſe Möglichkeit hatte er ja gar nicht gedacht.

„Komme Er und helfe Er ſuchen!“ herrſchte er den verdutzt dreinſchauenden Leineweber an, drückte den Dreiſpitz auf die Perücke und wetterte zur Tür hinaus. Die Leute, die den Hofrat zu ſo früher Morgenſtunde wie ein verſpätetes Geſpenſt durch die taghellen Straßen galoppieren ſahen, blickten kopfſchüttelnd hinter ihm drein und lachten über die närriſchen Marotten des ſtadtbekannten Sonderlings.

„Hallo! Hallo!“ trommelte Lichtenberg den ahnungsloſen Famulus aus dem phyſikaliſchen Kabinett. „Nun ſeh Er, was Er angerichtet hat! Maria Dorothea iſt ſeit geſtern Abend ſpurlos verſchwunden! Bring Er mir das Kind, oder ich würge ihn mit meinen eignen Händen, bis Er die Luſt am Atmen verliert!“

Schoppe wurde bleich wie Kalk. Was war denn geſchehen? Und war er wirklich ſchuld an allem? Herrgott! Herrgott! Das war ſo über ihn gekommen, geſtern in der Abenddämmerung. Allein mit dem Kinde. Jugend bei Jugend. Hatte er überhaupt zugegriffen? Oder hatte ſich alles wie von ſelbſt ereignet? Wenn er nun, in dieſem Wirbel von Gefühlen, verſuchte zurückzublicken, ſich klar zu werden: ja, bei Gott! was blieb, als das himmliſche Lächeln des holden Mädchens, ſein ſternenklarer Blick, in dem man rettungslos ertrank? Waren Worte gefallen? Oder war er auf dem ſchimmernden Lichtſtrahl, der ihrer Seele entſtieg, zu Regionen geflüchtet, in denen es nur Glanz, Lächeln und die Trunkenheit glückſeliger Jugend gab?

Schon riß Lichtenberg ihn mit sich, gehetzt von trüben Befürchtungen. Wo war ein Anhaltspunkt? An wen sollte man sich wenden? Schlief die Stadt, versteinert und seelenlos, da es doch galt, das Leben eines aus der Bahn geworfenen Kindes zu retten?

Lichtenberg taumelte durch die Straßen wie ein unheimlicher Komet. Das fahle Licht, das er auswarf, verzitterte in dem Schweif, den Schoppe und der Leineweber bildeten.

Niemand wußte etwas von Maria Dorothea. Richtig! Der Barbier aus der Jüdenstraße hatte sie gesehen. Wenn ihn nicht alles täuschte, hatte sie in der Paulinerstraße mit Kindern gespielt. Aber, auf den Zahn gefühlt, mußte er zugeben, daß es nicht am Abend zuvor, sondern bereits vorvorgestern gewesen wäre. Was sollte dieser Fingerzeig nützen?

Weiter! Weiter! Nur nicht noch länger die kostbare Zeit vergeuden! Ist es denkbar, daß Maria Dorothea sich das Leben genommen hat? Aus welchem Anlaß? Weil er, Lichtenberg, sie im zärtlichen Beisammensein mit Schoppe entdeckt hat? Jugend bei Jugend?

Der Hofrat schüttelte ungläubig den Kopf. Dennoch wollten die trübsten Befürchtungen nicht weichen. Es gibt Verwirrungen der kindlichen Seele, die überraschend, unvorhergesehen zu Tage treten. Wenn Maria Dorothea nun in plötzlicher Angst vor ihm, dem häßlichen Buckel, der begehrliche Blicke nach ihr warf, die Flucht ergriffen hatte! Und wenn es keinen anderen Ausweg aus dem entsetzlichen Wirrwarr der Gefühle für sie gab als — den Tod durch Ertrinken?!

Mit einemmal stand es für Lichtenberg fest, daß sie sich dem Fluß zugewandt haben müsse. Er lief zur Lohmühle und fragte bei den Gerbern. Niemand hatte etwas Verdächtiges bemerkt.

Wenn ſie nun aber gar nicht den Tod in den Fluten geſucht hatte, ſondern ganz einfach vor ihm geflohen war —? Hinaus aus der Stadt, einem inneren Ruf blindlings Folge leiſtend? Vielleicht wußten die Torwächter Rat! Und es war zwecklos, zu Dreien am Waſſer entlang zu irren!

Lichtenberg trennte ſich von ſeinen Begleitern. Er eilte ans Weendertor. Man wußte von Maria Dorothea nichts. Am Gronertor war das Ergebnis das gleiche. Am Geißmartor kam er ſchon mutlos an. Zum Albanitor ſchlich er nur noch mühſam und widerſtrebend. Wozu auch? Durch nichts begründete Hoffnung!

Am Albanitor wußte man ebenſowenig wie an den anderen Stadttoren. Die Akziſebeamten und Torwächter umſtanden den Profeſſor und umkleideten ihr Nichtswiſſen mit Wichtigtuerei.

Lichtenberg ließ den Kopf hängen und wandte ſich zum Gehen. Er war blaß und ſehr müde. Verzweifelte Hoffnungsloſigkeit!

In dieſem Augenblick trat ein Gärtner, der ſeine Beſitzung vor dem Tor hatte, an die Gruppe heran. Er trug zwei Körbe voll Levkojen und Reſeda. Der Duft der Blumen miſchte ſich merkwürdig mild mit dem Duft ſeines ſüßlichen Knaſters.

Als er vernahm, daß von Maria Dorothea die Rede ſei, nahm er die Pfeife aus dem Mund, zog die Stirn in Falten und fragte träge:

„Iſt es das Leinewebers-Kind?“

„Ja!“ erwiderte Lichtenberg gequält. Denn er empfand die Frage, die ihm im Laufe des Tages an die hundert Mal geſtellt worden war, wie ſchmerzenden Nadelſtich.

„So — die!“ ſagte der Gärtner und ſchickte ſich an, weiterzugehen. Statt deſſen aber blieb er noch einmal ſtehen,

setzte den Korb mit Reseda neben sich auf den Boden und fügte gelassen hinzu:

„Täusch' ich mich nicht, sah ich sie gestern Abend an meinem Garten vorüberlaufen."

Mit einem Sprung stand Lichtenberg neben dem Mann.

„Nehme Er seinen ganzen Verstand zusammen! War es etwa vorgestern, vor drei Tagen, vor einer Woche?!"

Der Gärtner blinzelte den Hofrat aus kleinen Augen an.

„Hol' mich der Henker! Es war gestern Abend. Und sehr eilig hatte es das Ding."

Lichtenberg riß die Leute beiseite und lief zum Stadttor hinaus.

„Ins Blaue hinein! Aus Angst vor mir!" dachte er und senkte die Stirn wie ein armer Sünder.

Schon stand er am Abhang des Hainbergs und zauderte nicht, höher zu steigen.

Die Kniee schmerzten ihn, aber er beachtete nicht die klägliche Hinfälligkeit seines Körpers.

Kein Zweifel mehr! Wie ein gehetztes Wild hatte Maria Dorothea sich vor den Augen der Verfolger im Walde verkrochen.

Doch wo? Hier ging ein Weg. Dort ein zweiter. Die Blätter der Bäume troffen vom Regen, der über Nacht niedergegangen sein mochte. Und das Kind ohne schützendes Obdach!

Wie ein Pfeil schnellte Lichtenberg vorwärts. Er wählte nicht zwischen links und rechts. Hier kam es nicht mehr auf Ueberlegung, nur noch auf nachtwandlerische Treffsicherheit an.

Ein kühler Wind pfiff die Hügelkette entlang. Der Hofrat ging gebückt. Aber sein suchender Blick hing nicht wie

ſonſt an merkwürdigen Verſteinerungen, die der nackt zu Tage tretende Muſchelkalk enthielt. Statt deſſen ſuchte er friſche Fußſpuren, witterte er wie ein entkoppelter Jagdhund.

Nun war die Höhe des Berges erklommen. Warf man einen Blick zurück, ſo trank man das Licht des Himmels, oder glitt voller Entzücken über die weiche Talmulde, in der es von Wieſen und Aeckern glänzte.

Aber wer hat denn Zeit zum Genießen? Vorwärts! Jenſeits der kahlen Hochfläche beginnt erſt eigentlich der Wald. Stämmiger Buchenſchlag winkt aus der Ferne und die blätterrauſchende Stille beängſtigender Einſamkeit.

Eine quälende Hoffnungsloſigkeit befiel mit eins den Hofrat. Wie weit iſt die Welt! dachte er, beſchämt wie ein Schulknabe. Wie viele Wege führen hinaus ins Weite! Iſt es nicht töricht, dem Wind oder der ſogenannten Stimme des Herzens nachzulaufen?

An allen Gliedern zerſchlagen, mußte er ſich niederſetzen. Auf einem Meilenſtein zuſammengekauert, zerrann ihm die Fähigkeit angeſtrengten Denkens. Ganz hohl und zwecklos erſchien er ſich. Ein Schatten, der ſeinen Herrn verloren hat und ſich nun aufmacht, ihn zu ſuchen.

Da polterte ein Karren auf zerfahrenem Feldweg und ſcheuchte den Hofrat aus dämmernder Gedankenloſigkeit. Er war noch keine paar hundert Meter entfernt, und Lichtenberg mußte die flache Hand über die Augen halten, um nicht vom Licht der höherſteigenden Sonne geblendet zu werden.

War das nicht —? Richtig! Der Wirt vom Kerſtlingeröder Feld. Sein Weg ſchien ihn zur Stadt zu führen. Wenn der ihm einen Fingerzeig geben könnte — !

Nun ſetzte der Wirt den Karren ab, wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn und beugte ſich über die Laſt, die er zu befördern hatte.

Lichtenberg ſprang auf. Neue Hoffnung ſchnellte aus dem Dunkel ſeiner Seele wie ein Funke aus dem Feuerzeug. Er lief mehr, als er ging, um die bange Frage an den Kommenden zu richten, und dabei rief und winkte er aufgeregt, als gälte es, ihn vor drohender Gefahr zu warnen.

Der Wirt vom Kerſtlingeröder Feld hob den Blick und kniff die Augenbrauen argwöhniſch zuſammen. Vorerſt blendete das Licht. Er ſah nur einen hüpfenden, geſtikulierenden, kleinen Kerl, der knietief in den Wagenfurchen verſchwand. Als er aber näher und näher kam, riß der Wirt Augen und Mund auf und ſtemmte die Arme in die Seiten.

„Ho! Herr Hofrat! Daß dich der Daus! Entſchuldigen ſchon Herr Hofrat!“ rief er mit ſeiner tiefen, bierſeligen Stimme. „Haben ſich Herr Hofrat nicht jederzeit auf mich verlaſſen können? Es iſt ein Fieberchen. Aber es wird vorübergehen. Ja, du lieber Gott, der Wald und die Nacht und die Furcht dazu!“

Mit einem Sprung ſtand Lichtenberg neben dem Koloß von Wirt: der kleine Buckel neben dem breitſtirnigen Stier mit den liſtig funkelnden Aeuglein.

„Was weiß Er? Was vermeldet Er? Laß Er ſich die Worte nicht kleinweis abkaufen! Zum Henker, Aufſchluß!“

Damit fiel ſein Blick auf den Karren und den Inhalt des Karrens. Wirt her, Wirt hin! Das Blut ſchoß ihm in die Schläfen und pfeilte zum Herzen. Auf einem Bündel Stroh, grau von Angeſicht, zuſammengeſunken und kläglich in ſeiner Hilfloſigkeit lag das Mädel — lag ſein Mädel — Maria Dorothea — und fieberte geſchloſſenen Auges.

„Nichts für ungut, Herr Hofrat!“ knurrte der Wirt verlegen. „Der Knecht fand sie im Buchenschlag, unweit der Quelle, auf feuchtem Boden, schlafend. Der Herr Medikus wird Arbeit bekommen; aber junges Blut läßt sich von einem Fieberchen nicht unterkriegen. Sollen sehen: in ein paar Tagen springt sie wieder hurtig wie ein Vogel von Ast zu Ast.“

„Zur Stadt!“ schrie Lichtenberg. Vor seinen schmerzenden Augen tanzten Garbenbündel. „Soll mir das Mädel auf dem Weg verenden?“

„Nun — nun! Es ist nicht aller Tage Abend, Herr Hofrat!“ beschwichtigte der Wirt und blinzelte in seiner Ueberlegenheit.

Damit hob er die Karrenlast und schwankte mit ihr über Wagenfurchen.

Wie eine Gewitterwolke schnob Lichtenberg neben ihm her.

*

9.

„Ein Fieberchen, Herr Hofrat — ?“ ſagte der Medikus und lächelte im Bewußtſein ſeiner Unentbehrlichkeit herablaſſend. „Ein hitziger Aufruhr des inneren Organismus! Vielleicht die Lunge, vielleicht auch die Nerven. Ein höchſt lehrreicher Fall!“

Lichtenberg umklammerte den Arm des Arztes.

„Sie glauben, Herr Doktor —?“

„Ich habe mir ſchon lange zu glauben abgewöhnt, verehrter Herr Hofrat. Zunächſt Senfpflaſter und ſpaniſche Fliegen. Morgen, um den Brand zu verhüten, werden wir ſie zur Ader laſſen. Im übrigen: Ultra posse nemo obligatur — niemand kann mehr als er kann!“

Lichtenberg wagte nicht zu antworten. Was iſt der Menſch mit ſeinem Wiſſen? dachte er. Man hält mich für eine Autorität. Kann ich das ſchwache Lebenslichtlein dieſes Kindes vor dem Sturmhauch des Schickſals ſchützen? Wer bin ich? Ein Nichts, das hilflos mit anſehen muß, wie der Wille eines Größeren geſchieht.

Geſenkten Hauptes ſchlich er ſich ans Krankenlager. Ein Schuldbeladener. Wie konnte er es jemals wagen, den Blick

zu dieſem Lichtweſen, dieſem ſchimmernden Duftwölkchen zu erheben? Nun lag ſie tief in Kiſſen, eine ſtarre Maske vorm Geſicht, in der ein paar abgründige, fremde Augen glühten.

Lichtenberg war erſchüttert. Er kauerte ſich am verhängten Fenſter nieder und ſtützte die Stirn in der Hand. War es menſchenmöglich, daß Maria Dorothea ihn nicht mehr erkannte?

Wo war ihre Seele, daß ſie immerwährend nur von den metallnen Inſtrumenten im phyſikaliſchen Kabinett, von der Kanzel des Pfarrers und von Blumenſtöcken hinterm Fenſter phantaſierte?

Andern Tags hielt es der Medikus für angebracht, ſie zweimal zur Ader laſſen. Selbigen Tags wurden ihr acht Schröpfköpfe auf den Rücken gelegt.

Das Fieber ließ ſich nicht eindämmmen.

Lichtenberg kannte fortan keinen Schlaf mehr. Seine Gedanken waren ſtändig bei Maria Dorothea. Wenn es möglich wäre, mittels der Kraft der Seele ein entfliehendes Leben zu halten — ! Er nahm allen Willen zuſammen, den Kampf mit der dunklen Gewalt aufzunehmen.

Da — ſchien es nicht mit einem Mal, als klärte ſich der fiebertrübe Blick des Mädchens? Ging ſein Atem nicht ruhiger? Glättete ſich nicht die unwillig gekrauſte, zarte Stirn?

Lichtenberg biß die Zähne aufeinander und preßte die gekrampfte Fauſt aufs jäh pochende Herz. Eine Welle von Glück ſchäumte über ihn hinweg, hob ihn, ſchleuderte ihn —

Mit eins ſtand er neben dem Bett: demütig gebeugt, zitternd, ſchamhaft errötend. Von ſeinen Lippen drängte ſich der flehende Ruf:

„Maria Dorothea!“

Das Mädchen ſchlug die Augen auf. Zwei milde Sterne

glommen im Wolkenweiß der Kissen. Ein Lippenpaar löste sich. Und wie aus weiter Ferne kam der schwache Hilferuf:

„Nicht bös sein!“

Dem Hofrat schossen Tränen in die Augen. Er lachte wie ein glücklicher Junge.

„Wer ist denn bös, Kind? Ich bin ja so froh — ich bin ja so —“

Er unterbrach sich, denn ihre Lippen schienen nach Worten zu suchen. Beschwichtigend legte er die Hand auf die Stirn.

„Nicht das Gehirn zermartern. Nicht denken. Nun wird ja alles gut.“

Aber da huschte ein Schatten der Wehmut über die Gesichtszüge des Mädchens.

„Warum nur —?“ fragte es, und sein Blick glitt angstvoll durch den Raum.

„Ich werde dir alles erzählen,“ vertröstete es der Hofrat. „Morgen. Uebermorgen. Heute bist du noch krank, und der Arzt würde schelten —“

Plötzlich blickte Maria Dorothea mit strahlenden Augen zu ihm auf, ihre Hand suchte die seine, streichelte sie zärtlich-verlegen. Dabei kam es verschämt von ihren Lippen:

„Ich habe Sie lieb, Herr Hofrat!“

Lichtenbergs Seele jubelte. Er kniete neben Maria Dorotheas Bett nieder und küßte wortlos das matt herabsinkende Händchen.

„Aber —“ in der Tiefe ihres Blickes glomm ein flackerndes Licht — „ist es Sünde, wenn auch der Famulus teil hat an meiner Liebe?“

Lichtenberg erschrak. Eben noch im Himmel, nun wieder auf Erden! dachte er. Dies ist das Leben und seine Abgründe. Wer vermag Rätsel zu raten?

„Nicht denken, Kind!“ beschwichtigte er Maria Dorothea und sich selbst.

Aber das Mädchen fuhr in einem leise klagenden Ton fort:

„Es ist Sünde. Habe ich ein Recht, Ihnen Kummer zu bereiten? Wem gehöre ich an? Ihnen! — Aber auch der andere ist da. Ich kann ihm nicht weh tun. Ach, ich bin verurteilt, beiden Kummer zu bereiten. Darum lief ich hinaus in den Wald.“

„Darum!“ dachte Lichtenberg, und sein Atem ging schwer. „Wie muß das Kind gelitten haben, ehe es sich zu dem Entschluß hindurchrang, zwei Menschen gleicherweise wehe zu tun, um keinen von beiden zu verwunden! Mein Gott, welche Seelengröße in einem sechzehnjährigen Ding! Aber die Zukunft —? Wo ist ein Ausweg?“

Der Hofrat versank in quälerisches Grübeln. Er achtete nicht darauf, daß die Atemzüge Maria Dorotheas knapper, hastiger, unregelmäßiger wurden. Als er einmal den Blick erhob, um nach der Kranken zu schauen, trug sie wieder die starre Maske vor den Gesichtszügen, und ihre Augen glänzten fremd.

Lichtenberg erhob sich erschüttert. Er wollte den Arzt rufen lassen. Als er den dunkelnden Flur betrat, lehnte Schoppe an der Wand, ein Bettler, der bescheiden auf ein Brosamen wartet.

„Verlieren wir sie —?“ stammelte der Famulus, und dabei wich alle Farbe aus seinen Wangen.

Lichtenberg legte den Arm um die Schulter des Schülers, und es war, als ob er sich an ihn klammern müsse, um nicht zu straucheln. Seine Stimme hielt sich nur mühsam aufrecht,

glommen im Wolkenweiß der Kissen. Ein Lippenpaar löste sich. Und wie aus weiter Ferne kam der schwache Hilferuf:

„Nicht bös sein!“

Dem Hofrat schossen Tränen in die Augen. Er lachte wie ein glücklicher Junge.

„Wer ist denn bös, Kind? Ich bin ja so froh — ich bin ja so —“

Er unterbrach sich, denn ihre Lippen schienen nach Worten zu suchen. Beschwichtigend legte er die Hand auf die Stirn.

„Nicht das Gehirn zermartern. Nicht denken. Nun wird ja alles gut.“

Aber da huschte ein Schatten der Wehmut über die Gesichtszüge des Mädchens.

„Warum nur —?“ fragte es, und sein Blick glitt angstvoll durch den Raum.

„Ich werde dir alles erzählen,“ vertröstete es der Hofrat. „Morgen. Uebermorgen. Heute bist du noch krank, und der Arzt würde schelten —“

Plötzlich blickte Maria Dorothea mit strahlenden Augen zu ihm auf, ihre Hand suchte die seine, streichelte sie zärtlich-verlegen. Dabei kam es verschämt von ihren Lippen:

„Ich habe Sie lieb, Herr Hofrat!“

Lichtenbergs Seele jubelte. Er kniete neben Maria Dorotheas Bett nieder und küßte wortlos das matt herabsinkende Händchen.

„Aber —“ in der Tiefe ihres Blickes glomm ein flackerndes Licht — „ist es Sünde, wenn auch der Famulus teil hat an meiner Liebe?“

Lichtenberg erschrak. Eben noch im Himmel, nun wieder auf Erden! dachte er. Dies ist das Leben und seine Abgründe. Wer vermag Rätsel zu raten?

„Nicht denken, Kind!“ beschwichtigte er Maria Dorothea und sich selbst.

Aber das Mädchen fuhr in einem leise klagenden Ton fort:

„Es ist Sünde. Habe ich ein Recht, Ihnen Kummer zu bereiten? Wem gehöre ich an? Ihnen! — Aber auch der andere ist da. Ich kann ihm nicht weh tun. Ach, ich bin verurteilt, beiden Kummer zu bereiten. Darum lief ich hinaus in den Wald.“

„Darum!“ dachte Lichtenberg, und sein Atem ging schwer. „Wie muß das Kind gelitten haben, ehe es sich zu dem Entschluß hindurchrang, zwei Menschen gleicherweise wehe zu tun, um keinen von beiden zu verwunden! Mein Gott, welche Seelengröße in einem sechzehnjährigen Ding! Aber die Zukunft —? Wo ist ein Ausweg?“

Der Hofrat versank in quälerisches Grübeln. Er achtete nicht darauf, daß die Atemzüge Maria Dorotheas knapper, hastiger, unregelmäßiger wurden. Als er einmal den Blick erhob, um nach der Kranken zu schauen, trug sie wieder die starre Maske vor den Gesichtszügen, und ihre Augen glänzten fremd.

Lichtenberg erhob sich erschüttert. Er wollte den Arzt rufen lassen. Als er den dunkelnden Flur betrat, lehnte Schoppe an der Wand, ein Bettler, der bescheiden auf ein Brosamen wartet.

„Verlieren wir sie —?“ stammelte der Famulus, und dabei wich alle Farbe aus seinen Wangen.

Lichtenberg legte den Arm um die Schulter des Schülers, und es war, als ob er sich an ihn klammern müsse, um nicht zu straucheln. Seine Stimme hielt sich nur mühsam aufrecht,

und ein spöttischer Zug, der um die Mundwinkel auftauchte, verkroch sich sofort wieder, gleichsam beschämt über sein bloßes Vorhandensein.

„Wir haben sie schon verloren, guter Junge!“ sagte der Hofrat und biß die Zähne aufeinander. „Keiner von uns beiden hat das Spiel gewonnen. Daß nun aber ein Dritter kommt, sie uns vor der Nase wegzuschnappen —“

Er ballte die Faust und schlug blindlings ins Dunkel hinein.

Schoppe wischte sich die Augen.

Auch der Medikus, der kam, wußte keinen Rat. „Man könnte von neuem Schröpfköpfe aufsetzen.“ Aber Lichtenberg wehrte sich mit Entschiedenheit.

„Sehen Sie nicht, daß ihr Gesichtchen bereits sich zu verklären beginnt? Mehr Ehrfurcht vor dem Unbekannten, der über die Schwelle tritt!“

Damit ging er, das Fenster zu öffnen. Draußen, im Garten, verglühte der Augusttag. Ueberall sattes, reifes Leben, ein üppiger Ueberschuß an Kraft. Nirgends noch die Ahnung einer bevorstehenden Wandlung.

„Warum die Nachtigallen nicht mehr singen?“ dachte Lichtenberg bekümmert und beugte sich zum Fenster hinaus. „Das Kind liebte den Gesang der Nachtigallen über alles.“

Schoppe stand am Bettende. Die Kniee zitterten ihm. Er erschrak über die reine Bläße des Kindes. Hatte das Fieber seine Macht über Maria Dorothea verloren?

„Herr Hofrat —“ Er winkte dem kleinen Buckligen, dessen Gesicht zwei strenge Falten mehr aufwies. „Wenn sie nun etwa doch —“

Lichtenberg trat an das Kopfende des Bettes. Er beugte ſich erregt über die Lippen des Kindes. Er horchte angeſtrengt, verzweifelt. Dann richtete er ſich wieder auf. Seine Augen verſanken in ihren Höhlen. Er ſtammelte faſt lautlos:

„Sie iſt am Uebermaß ihrer Liebe geſtorben.“

*

Am ſelbigen Abend kauerte Lichtenberg auf dem kleinen Bänkchen im Garten. Hier hatte Maria Dorothea oftmals geſeſſen. Nun war ihr Platz leer. Die Sträucher dufteten betäubend. Die Luft glitt wie ein warmer Strom geruhig, ſchwerflüſſig an den Schläfen des einſamen Mannes vorüber.

Um die zehnte Stunde hörte er eine Nachtigall ſchlagen. Aus dem Dunkel des Sommerabends brachen ihre Töne wie ein ſilberner Quell. Das ſüße Rollen und Schnalzen hielt geraume Zeit an. Es glitt ſanft wie Mondlicht über erſchauernde Blätter. Auf einmal drangen Töne aus der göttlichen Kehle des kleinen Sängers, die nichts mit den gewöhnlichen Melodien gemein hatten. Es war eher ein wehmutsvolles Phantaſieren, ein erſchütterndes Leid, das ſich in kleinen Klangtropfen verkörperte.

Lichtenberg horchte verwundert auf. Vor ſeinen Augen ſah er wie im Traum Maria Dorothea durch die Zimmer ſchlüpfen. Sie lächelte. Und ihre Lippen trällerten — ein klein wenig wehmutsvoll.

Da ſchüttelte die Nachtigall ihr Gefieder und flog in die flutende Nacht hinaus.

Lichtenberg ſtand wie erſtarrt, mit angehaltenem Atem. Seine Seele ſehnte ſich nach dem aufwühlenden Lied des nächtlichen Sängers. Aber der Vogel kehrte nicht zurück. Er war und blieb verſchollen. Aufgegangen in der großen Unendlichkeit, deren winziges Teil wir ſind.

*

Julius Berstl

Hille Bobbe von Haarlem

Eine Groteske

Ein graues, altertümliches, ſchmutziges Haus, ſpitzgieblig, mit ſchnörkligen Verzierungen wie ein geputztes, ältliches Fräulein, graubraun, leblos, rußig wie ein Rauchfang . . .

Und ein paar kleine, verhängte Fenſterchen mit zerriſſenen, verſtaubten Gardinen dahinter . . .

Da wohnt Hille Bobbel

Sie lachten, wenn ſie jemals in die übelriechende Gaſſe kamen, blickten blinzelnd an der Front des Hauſes empor und meinten: „Ob ſie noch leben wird? Oder ob man ſie eines Tages unter dem Tiſche fand, mauſetot, der Weinkrug zerbrochen neben ihr? Bei Gott, ſie ſtellte ihren Mann! Im Trinkgelage und im Redegefecht! Es war ihr keiner über!“

Gingen kopfſchüttelnd weiter, drehten ſich wohl noch einmal um, kicherten, nickten, zuckten mit den Achſeln und vergaßen ſie über anderen Dingen.

Oben aber, in dem grauen, altertümlichen, ſchmutzigen Haus war ein düſteres Zimmerchen, ein ganz winziges, winkeliges, unbequemes Stübchen, mit einem Erker und einem luftloſen, kohlrabenſchwarzen Alkoven. Und an den ſchmierigen Butzenſcheibenfenſtern waren ebenſo ſchmierige, graue Vorhänge,

zerſchliſſen, an der Sonne verſchoſſen, zerfranſt. Die hielten die wenigen Lichtſtrahlen, die ſich in dieſe ſchmale Gaſſe verirrten, noch zurück und erzeugten eine merkwürdige, geheimnisvolle Dämmerung.

Bei Hille Bobbe war ein immerwährendes Dämmerſtündchen!

Nur undeutlich, verſchwommen, wie Schattenriſſe traten die Gegenſtände, die das Stübchen beherbergte, aus dem Dunkel hervor.

Ein ſchwerer, ſchwarzer Schrank, geſchnitzt, koſtbar. Eine Truhe, desgleichen. Ein Kamin. Ein Tiſch. Das andere ertrank in den Schatten.

Nur hier und da blitzte etwas, geheimnisvoll, verlockend; in den Winkeln, auf dem Schrank, blitzte und flackerte unruhig, wie die Lichtſtrahlen ſich gerade einen Weg durch die Finſternis bahnten.

Glühte, wie Schlangenaugen, dämoniſch, beſtrickend, ſpukhaft.

Die arme Hille Bobbe wußte, daß es ein Spuk war, daß ſie unter dem Bann dieſes Spukes ſtand, rettungslos, ſchon ihr ganzes, langes Leben.

Nur nicht die Augen nach den blitzenden, flackernden Flecken in den Winkeln wenden! Der Teufel hockt im Winkel, die Beine übereinandergeſchlagen, höhniſch grinſend, mit einem Weinhumpen in der Hand, und ſchwenkt den Weinhumpen lachend und will ihn ihr kredenzen.

Spuk! Spuk!

Satanswerk!

Da hockte die arme Hille Bobbe im Erkerchen, in einem alten, zerplatzten Lederſeſſel. Sie hatte feuchte, verſchwom-

mene Augen, und dieſe Augen ſtarrten vor ſich hin, reglos, leblos, in die Schatten hinein, den ganzen Tag.

Die alte, müde, mürbe Hille Bobbe!

Nur zuweilen rückte ſie unruhig im Seſſel hin und her, zuckte mit den Augenwimpern, ſchielte argwöhniſch und lüſtern zugleich hinüber in die dunklen Winkel, in denen es geheimnisvoll aufflammte und -flackerte.

„Schlapp den Schuh! Schlapp den Schuh!“ krächzte was auf dem ſtaubigen Schrank und flatterte träge und langſam zu ihr herüber, ſetzte ſich auf ihre Schulter und krächzte immer ungeduldiger, immer ſchärfer: das Käuzchen!

„He, biſt Du ſteif geworden in den Knochen, daß Du nun den ganzen Tag in dem wurmſtichigen Seſſel kauerſt? Saubere Wirtſchaft! Elend! Schande! Das iſt das Ende!“

Und wetzte mißmutig ſeinen krummen Schnabel an ihrer ſchmierig grauen Halskrauſe.

Hille Bobbe hatte ſich in der letzten Zeit die Ohren mit Wachs verſtopft, damit ſie nicht zu hören brauchte, was das Käuzchen rief. Aber das Käuzchen hatte eine ſchrille Stimme, die bohrte ſich durch das Wachs hindurch und klang nun nur noch um ſo unheimlicher.

Da riß Hille Bobbe unwirſch das Wachs aus den Ohren und keifte: „Laß mich in Ruh', Satan! Oder ich werde Dich zum Fenſter hinausjagen!“

Und ſtreckte die Hand zum Schlage nach ihm aus.

Das Käuzchen aber blieb völlig unbeſorgt und hackte mit dem krummen Schnabel an Hille Bobbes Ohrmuſchel herum.

„Der Henker!“ Sie ſprang wütend von ihrem Seſſel in die Höhe. „Daß ich Dich nicht erwürge!“

Da flatterte das Käuzchen von ihrer Schulter fort und auf die flackernden, blitzenden Flecke in dem dunklen Winkel zu.

Die Alte blinzelte, hatte ein Zucken um den breiten Mund, halb verdrießlich, argwöhnisch, halb lüstern, begehrlich. Sie tat einen Schritt vorwärts, vorsichtig, nachdenklich. Sie wollte der Versuchung widerstehen, wollte ankämpfen gegen ihre Gelüste.

Die süße Versuchung, die lockenden Gelüste . . .

Aber das Käuzchen rief.

Das klang nun so weich, so singend, so verführerisch.

Die Alte konnte sich nicht mehr zurückhalten. Sie schlürfte über die knarrenden Dielen, mit glänzenden, fiebrigen Augen und zitternden, vorgestreckten Händen.

Es war nun etwas Hastiges, Sprunghaftes in ihrem Wesen. Ihr Leben, das steif und mürbe geworden war mit der Zeit, bekam nun wieder jugendliche Spannkraft und Frische.

Hille Bobbe bückte sich. Ihre Hände tasteten am Boden und haschten nach den flimmernden Flecken.

Da . . . ein rascher Griff! Sie hielt eine dickbauchige verstaubte Flasche in der Hand.

Ein Zinnkrug stand daneben, den hob sie gleichfalls auf und humpelte nun aufgeregt und hastig mit ihrem kostbaren Schatz in den Erker zurück.

Das Käuzchen flatterte ungeduldig hinter ihr her.

Ein jugendliches Leuchten lag in Hille Bobbes Augen, als sie den roten, glühenden Wein in den Zinnbecher goß.

Griff nach dem Humpen, hob ihn zum Munde, wollte trinken . . . Da hielt sie inne, erschrocken, überlegend, ängstlich.

„He!“ machte das Käuzchen. „Was hast Du?“

„Ich darf nicht! Ich darf ja nicht!“

„Darfſt nicht?“

„Nein, darf nicht! Der Doktor Donatus hat es mir verboten.“

„Hahahaha!“

Ein heiſeres Lachen.

„Es wäre mein Tod, hat er mir geſagt, und hat dabei trübe dreingeblickt!“

„Pah, der! Er hat eine Naſe wie ein Karfunkel. Ein ſauberer Zechkumpan, der Herr Doktor Donatus! Er hat Dir das Trinken verboten, weil er Dir nichts gönnt.“

„Mir nichts gönnt? Meinſt Du? Weil er mir nichts gönnt, ſo hat er mir . . . hm, hm!“

Sie überlegte, ſchielte verlangend nach dem Humpen, blinzelte verlegen.

„Der Doktor Donatus iſt ein Schelm, ein Böſewicht. Er will Dir ans Leben. Wenn Du nicht mehr trinkſt, wirſt Du verdorren, vertrocknen. Puh, es iſt entſetzlich! Er weiß, Du haſt ein Faß im Keller, das niemals leer wird. Nach dem trachtet er. Bei meiner Ehre! Wenn Du tot biſt, wird er es mit ſich fortſchleppen. Der Doktor Donatus! Der liebe Doktor Donatus!

„Der Henker!“ ſchrie Hille Bobbe zornig, ſo daß ihr die Augen aus den Höhlen traten, und ſchlug mit der Fauſt dröhnend auf die Tiſchplatte. „Ich werde ihm zeigen, daß ich mich nicht an der Naſe herumführen laſſe, daß ich . . . daß ich . . .“

Sie vergrub ihr Geſicht in dem Humpen und ſtürzte den Wein in durſtigen Zügen hinunter.

Das Käuzchen aber flatterte ängſtlich mit den Flügeln und ſchlug ihr die kralligen Zehen gegen die Stirn, bis ſie aufblickte und einen Zug ausſetzte.

„Was willst Du, he?“

Das Käuzchen antwortete nicht, sondern hatte sich schon an dem Rand des Humpens festgekrallt, den Kopf tief, tief hineingesteckt und trank nun mit gierigen Zügen.

„Daß Dich der Satan . . .!“ keifte die Alte. „Du bist mein böser Dämon! Du hast mich verführt! Du! Du! . . .“

Da hob das Käuzchen seinen Kopf aus dem Humpen, flatterte taumelnd auf ihre Schulter und krächzte betrunken:

„Ist ein Heck von Haberstroh
In einem grauen Winkel wo,
Zwischen Keller und Hof, zwischen Schuppen und
Schragen,
Wo fromme Leute ein Kreuzlein schlagen,
Ein altes, morsches, verfluchtes Haus:
Hille Bobbe grinst zum Fenster hinaus!“

Es flatterte berauscht durch das Stübchen und stieß sich an den dunklen Wänden.

In Hille Bobbes Augen blitzte es fröhlich auf. Das Lied kannte sie. Es war das Lieblingslied ihrer Jugend, ihrer Kampfzeit. Als der Pöbel sie noch mit Steinen warf, wenn sie sich auf der Straße blicken ließ, und die Pfaffen sie anspuckten und ein Kreuz vor ihr schlugen.

„Hille Bobbe, die Hexe! Schlagt sie tot! Schlagt sie tot!“

Da wachte alles in ihrer trüben, verstaubten Seele wieder auf, die ganze alte Zeit, der Kampf, der Haß, der Hohn, der Trotz . . .

„Karten mischen, Tränke brauen,
Ränke schmieden, Rat und List
Und daneben
Auf des Satans Hilfe bauen!“ . . .

ſangen damals die Gaſſenjungen vor ihrer Tür und pfiffen und johlten und warfen ihr die Fenſter ein.

Und dann ward ſie vor Gericht geſchleppt, verhört, gefoltert, und das Volk drängte ſich neugierig und gaffte und wartete, daß man ſie auf den Scheiterhaufen führte.

Sie konnten ihr nichts beweiſen.

Sie hatte eine ſpitze Zunge, die warf alles um, was man gegen ſie anführte.

Und doch vermochte ſie den Richtern nicht begreiflich zu machen, daß etwas Geheimnisvolles im Leben liegt, das man nur fühlen kann, daß es Zuſammenhänge gibt in der Welt, die unter einer Decke ſchlafen, daß man ſpüren muß und wühlen wie ein Spürhund, um dieſe Zuſammenhänge von Schlacken zu befreien!

Die Richter lächelten ungläubig und ſchüttelten den Kopf.

„Sie iſt harmlos. Laßt ſie nach Hauſe gehen. Sie redet wirre Worte.“

Sie wußten nichts von dem, was das Käuzchen wußte und Hille Bobe ins Ohr tuſchelte.

Sie hielten ſie für verrückt . . .

Und ſpäter war ſie nur noch die luſtige Perſon für die ganze Stadt. Sie hatte die ſchärfſte Zunge und warf Nüſſe hin, an denen ſie hart zu knacken hatten.

Das war ſo überaus unterhaltſam.

„Sie iſt ungefährlich!“ ſagten die Pfaffen und kümmerten ſich nicht mehr um ſie.

Dann gewöhnte ſie ſich das Trinken an.

Nun drängten ſich die Männer noch mehr um ſie und maßen ihre Kräfte mit den ihrigen.

Sie war noch jung, in den beſten Jahren, ein dralles Weib.

Sie ſaß mit ihren Zechkumpanen bis in die tiefſte Nacht. Man ſprach nichts Gutes von ihr. Sie wurde die Liebſte von jedermann.

„Sie iſt ſündhaft von Grund auf!“ ſagten die Pfaffen und murmelten ein kurzes Gebet.

„Sie hat das Leben ſo lieb!“ lachten ihre Zechkumpane und ſchlugen den Arm um ihre breiten Hüften.

Niemand kam auf den Gedanken: „Sie hat Angſt vor dem Tode!“

Und dann wurde ſie alt und mürbe, die Männer blieben aus.

Die Einſamkeit iſt ein graues, zahnloſes, einſilbiges Weib . . .

Das waren ſo die Gedanken, die ihr in der Dämmerung kamen, die grauſamen Gedanken, die ſich ihr in die Seele bohrten und ſie wie Nadeln ſtachen.

Hille Bobbe hatte böſe Augen, unheimlich flackernde. Durch ihren Körper rannte etwas, ſiedendheiß, aufrühreriſch. Das kroch ihr durch alle Adern und Faſern.

Nun hätte ſie etwas Böſes tun mögen. Nun hatte ſie eine Luſt an der Bosheit.

Sie ballte die Fäuſte ergrimmt. Kampfmut glänzte nun auf einmal aus den tränenden, verquollenen Augen.

„Daß ich mich an ihnen rächen könnte!“ kam es wie ein unterdrückter Aufſchrei von ihren Lippen. „Du mußt mir helfen, Käuzchen! Du ſpielſt den Menſchen gern einen Schabernack! Du biſt klug, Käuzchen, Du biſt weiſe, Du biſt zauberkundig!“

Mit haſtigen Schritten eilte ſie auf den unheimlichen, dunklen Vogel zu, der auf dem Geſims des Schrankes thronte, ganz

in der Dämmerung, in den Schatten, wie ein Schreckgeſpenſt mit glühenden Augen, ein höhniſcher Teufel.

„Du mußt mir helfen, Käuzchen!“

„Wir ſind alt, Hille Bobbe!“ krächzte es heiſer vom Schrank. Etwas Melancholiſches, Verſchleiertes lag in dem Ton.

„Alt? He! Wir ſind weiſer als die Leute in den Gaſſen! Wir wiſſen, was in den Sternen ſteht, wir kennen die geheimen Kräfte der Natur! Wir werden ihnen zeigen, daß wir uns rächen können!“

Die Stimme des Käuzchens klang weinerlich. „Wir ſind alt und verroſtet! Elend! Schande! Das iſt das Ende!“

„Das Ende! Welches Ende?“

„Wo ſind Deine Zechkumpane, die mit Humpen und Sporen klirrten? Wo iſt das Lachen, das an den Wänden dröhnte? Und die kecken Worte und Späße? . . . Hille Bobbe iſt alt geworden! Sie gehen jetzt zu anderen Frauen!“

Hille Bobbes Augen irrten unruhig durch den Raum, fieberhaft glänzend, ängſtlich.

„Sie gehen . . . ſagſt Du . . . ſie gehen zu anderen Frauen?“

Das Käuzchen kicherte höhniſch.

„ . . . und haben die alte Hille Bobbe vergeſſen!“

„Vergeſſen? Hille Bobbe vergeſſen?“

„Einer kennt Dich nur noch, der wartet ſchon darauf, daß er eintreten kann zu Dir. Er tappt ſich ſchon die Wendeltreppe herauf, klapprig, hüſtelnd, mühſam. Langſam kommt er herauf, aber er kommt. Verlaß Dich darauf!“

Hille Bobbe zitterte. Die welken Finger glitten haſtig und unruhig über die Falten ihres Rockes.

„Wer kommt? Käuzchen! Wer kommt?“

„Nun, der Dich freien will!“

„Hänsle mich nicht! Du kennst mich! Hüte Dich! Hast Du niemals Besuch hier gesehen, die Nächte hindurch? Zechkumpane, lustige Zechkumpane? Wenn das Lachen dröhnte, wenn . . .“

„Früher, ja früher! Da kamen sie die Treppe heraufgestürmt, lachend, rufend, mit den Sporen klirrend und mit den Schwertern rasselnd, daß die Mäuse in den Dielenritzen erschreckt davonjagten. Ja, früher! Aber heute? . . .“

Hille Bobbe warf ihm einen haßerfüllten Blick zu.

„Und sagtest Du nicht vorhin, daß mich einer besuchen wolle, he?“

„Ja, der!“ rief das Käuzchen schläfrig. „Der ist ein Stiller! Den merkst Du nicht! Erst zu spät merkst Du den! . . . Der Tod kommt leise!“

Hille Bobbe schüttelte sich vor Grauen, sie zitterte, gequält, furchtsam. Mit scheuen Blicken wandte sie sich der Tür zu, als könnte der ungebetene Gast jeden Augenblick ins Zimmer treten.

Sie vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen . . . Die Zunge war ihr wie vertrocknet und klebte heiß und fiebernd am Gaumen . . . Die Lippen brannten ihr . . .

„Der . . . Der . . .!“

Und riß mit einem Ruck die schwere, bauchige Flasche an sich, trank, trank, in kurzen, hastigen Zügen . . .

Haß sprühte aus ihren Augen, Haß und Verzweiflung. Sie hob den Krug und warf ihn zerschellend zu Boden.

„Da . . ., Käuzchen! Ich erwürge Dich! Da, siehst Du . . .“

Sie ſank ſchweratmend in den alten, zerplatzten Lederſeſſel zurück, vergrub das Geſicht in den Händen . . .

Das Käuzchen aber ſtieß einen ſcharfen, gellenden Schrei aus, als die Flaſche zerſchellte und die blitzenden Scherben über den Boden klirrten und hüpften wie unheimliche, glühende Nachttiere . . .

Dunkel floß der Wein über die Dielen.

Da flatterte das Käuzchen herab von ſeinem Thron, mit gierigen, flackernden Augen, mit zuſammengekrampften Krallen, ſtürzte ſich herab und berauſchte ſich an dem Wein, der wie eine große Blutlache auf den Dielen ſtand.

Klatſchte mit den Flügeln, trank gierig und ſang mit ſeiner gellenden Stimme:

„Iſt ein Heck von Haberſtroh
In einem grauen Winkel wo,
Zwiſchen Keller und Hof,
Zwiſchen Schuppen und Schragen,
Wo fromme Leute ein Kreuzlein ſchlagen,
Ein altes, morſches, verfluchtes Haus:
Hille Bobbe grinſt zum Fenſter hinaus!“

Das gab ihr neues Leben. Das Lied richtete ſie wieder auf.

„Hille Bobbe grinſt zum Fenſter hinaus!“ rief das Weib triumphierend. Sie erhob ſich ſtraff, geſpannt und friſch. „Schweig, Du Verführer und Läſterer! Hille Bobbe grinſt zum Fenſter hinaus! Und der Tod mag warten! Soll warten! Soll warten, bis ich ihn rufe! Bis ich ihn rufe! Hahaha! Wann ruft Hille Bobbe den Tod?“

Sie lief unruhig zum Fenſter, zur Tür, ſie horchte geſpannt und hielt den Atem an.

„Wo iſt der Doktor Donatus? Warum kommt er nicht? Er hat mir verſprochen, heute zu kommen! Er braut an einem Elixier, das uns die Jugend verleihen ſoll. Hörſt Du, Käuzchen, die ewige Jugend! Heute wollte er kommen und mir den Trank bringen . . . Es gelingt, Hille Bobbe, ſagte er. Es muß gelingen! Und . . .“

„Ein Elixier? . . . Ein Lebenselixier? . . .“

„Der Doktor Donatus hat die weiſeſten Bücher der Welt! . . . Die ſeltenſten Rezepte ſtehen darin! Der Doktor Donatus kennt alle dieſe Rezepte! . . .“

„Und auch das Lebenselixier iſt darin zu finden?“

„Ja, Käuzchen, auch das Lebenselixier! . . . Seit drei Tagen hat er ſich in ſein Gemach eingeſchloſſen und braut an dieſem Elixier! . . .“

„Hihihi! Der Doktor Donatus! Der weiſe Doktor Donatus! . . .“

„Warum höhnſt Du ihn, Käuzchen? Der Doktor Donatus iſt . . . Horch! Hörteſt Du nichts?“

„Die Haustür knarrte . . .“

„Ob er es iſt? . . .“

Klirr . . .

Klapp . . . klapp . . . klapp . . .

Die Treppe herauf . . . leiſe . . . heimlich . . .

Schritte . . . durcheinander . . von mehreren Menſchen . . .

„Hollah! Wer kommt?“

An die Tür klopften ſie . . . dröhnend. Drei feierliche, langſame Schläge. Dann flog die Tür auf, und herein klirrten die Gäſte . . . mit Lachen, mit Poltern, mit Schwatzen.

Sieben Galane . . . ſieben blutjunge Galane! . . .

Mit Sporen und zierlichen Degen . . . mit säuberlich gefältelten Spitzen an den Stulpen . . . wippende Federn am Barett . . .

Studenten, Maler und Kornetts!

„Das Unkenneſt! Hollah, das Unkenneſt! Hahaha!“

„Der Teufel, ſie iſt noch am Leben? Wir glaubten ſchon, daß ſie die Würmer nagen. Und wie wohl ſie ausſieht!“

„Wahr geſprochen, Frans! Wie eine junge Dirne, wenn nur die Runzeln nicht wären!“

„Wenn nur die Runzeln nicht wären!“

„Hahahaha!“

Sie lachten, ſtießen ſich vor Vergnügen in die Seite und klirrten mit den Degen gegen Stühle und Schrank.

Hille Bobbe ſtand wie erſtarrt, ſprachlos.

Was wollten die? Waren das Zechkumpane, wie ſie früher zu ihr kamen und die Nächte hindurch mit ihr ſcherzten, dieſe blutjungen Galane?

„Was iſt Euer Begehr?“

Ihre Stimme klang heiſer, argwöhniſch.

Sie lachten.

„Unſer Begehr?“ rief einer keck. „Fragſt Du nach Begehr, wo Du uns ſtatt deſſen mit offenen Armen empfangen ſollteſt? Wir ſind Aerzte und Pfaffen, die ſich nach Deines Leibes und Deiner Seele Heil erkundigen wollen!“

„Aerzte und Pfaffen! He, Ihr? Wollt Ihr mich hänſeln? Kommt Ihr von einem Faſchingstanz oder einem Zechgelage, berauſcht, der Sinne nicht mehr mächtig, und wollt Euer Mütchen an mir kühlen, Ihr Jungen?!“

Sie ſchleuderte ihnen haßerfüllte Blicke zu, ihre geballten Fäuſte zuckten.

Doch ihre Worte machten keinen Eindruck auf sie. Sie hatten blitzende Augen und lachende Lippen, die Spottvögel.

Ihr Anführer aber, den sie Frans nannten, ein Lockenkopf mit krauser Stirn, machte ein tiefernstes Gesicht, stampfte mit dem Degen auf und rief mit hohler Stimme: „Genug des Lachens und Johlens, Ihr Brüder! Wißt Ihr nicht mehr, wo Ihr Euch befindet? Dies ist Hille Bobbes Zimmer, und Hille Bobbe ist gestorben, bei meiner Ehre, ist gestorben und sitzt in ihrem alten, zerplatzten Lehnsessel, als ob sie schliefe. Zerdrückt die Träne in Eurem Auge, Ihr Brüder, denn Hille Bobbe ist wahrlich gestorben! Sie war ein Weib! . . .“ er schluchzte gerührt — „und ist wahrlich gestorben . . .“

Sie standen wie geknickt, mit gesenkten Blicken, und aus ihren Taschen holten sie lange, schwarze Trauertücher.

Hille Bobbe fuhr aus ihrem Sessel auf, mit stieren, tränenden Augen, rot angelaufen im Gesicht, die Zornesader blau angeschwollen . . . fuhr auf, wie zum Sprunge bereit, mit geballten Fäusten . . .

„Der Satan! Ich will Euch . . .“

„Schweig, Geist der Hille Bobbe! Weißt Du nicht, daß wir Dir eine Totenfeier bereiten wollen, eine löbliche, angemessene Totenfeier, Dir zur Ehre und Ruhm und uns zur Linderung unseres Schmerzes? . . .“

Sie brachte keinen Laut von den Lippen. Wie gebrochen kauerte sie sich in ihren Lehnstuhl.

Da zogen die einen Querpfeifen aus ihrem Koller und knarren und klappern, und andere griffen zu den Weinhumpen und den dickbauchigen Flaschen, die in den Ecken standen. Ihr Anführer aber brachte einen Dudelsack zum Vorschein und rief: „Der toten Hille Bobbe zu Ehren!“

Und die sieben Studenten, Maler und Kornetts huben mit einem feierlichen Trauermarsch an und knarrten und klapperten und klirrten und pfiffen und dudelten mit den ehrbarsten und ernstesten Gesichtern von der Welt, und ihr Anführer sang in einförmigem, grobem Tone das Leichenlied.

Feierlich, dröhnend, eine Höllenmusik . . .

Und als der lockige Frans ein Zeichen gab, denn Hille Bobbe lag nun wirklich wie tot in ihrem Sessel, da schwieg der Lärm, und alle brachen in ein unbändiges Gelächter aus.

„Hollah, hat das Unkenneſt je solche Feier erlebt?"

„Hille Bobbe, bedanke Dich für unser Ständchen! He, hörst Du?"

„Ihr seid berauscht!" ächzten vor Wut ihre zuckenden Lippen.

„Narren!" schnarrte das Käuzchen auf dem Schrank und hüstelte heiser. „Narren und Tagediebe!"

„Oho, der Opfervogel! Er singt sein Schwanenlied. Wir wollen ihn der Seele Hille Bobbes opfern!"

Die wilde Jagd begann.

Gestampf, Sporenklirren, Lachen, Johlen . . .

Das Käuzchen hetzte durch das Zimmer, mit klatschenden Flügeln, mit ausgespreizten Krallen, und die betrunkenen Jäger hinter ihm her . . .

Wie ein Gespenst stand Hille Bobbe mitten unter ihnen.

Bleich, verfallen, mit blauem Geäder in den eingesunkenen Schläfen, mit stieren, glänzenden Blicken . . .

Das Käuzchen taumelte auf sie zu, ächzend und wimmernd, krallte sich auf ihrer Schulter fest und versteckte den Kopf in ihrer Halskrause.

Hille Bobbe zitterte. Ihre Beine waren nun so mürbe und morsch, daß sie umzusinken drohte. Sie mußte es mit ihren eigenen Augen ansehen, wie die freche, kecke Jugend lachend und spottend über sie hinwegtanzte und -tobte, rücksichtslos, roh . . .

Sie schloß die welken Lider wie im Traum . . .

Was war das alles? War sie wirklich tot? Tanzte ein Höllenspuk vor ihren Augen? Aefften sie die Gespenster der Nacht und des Todes?

Des Todes?!!

Ein Grauen überfiel sie. Nicht tot sein, nicht tot sein! Nur nicht sterben! Sie wollte ja leben, leben, bis sie den Tod selber rief! Wann ruft Hille Bobbe den Tod? . . . Und jetzt sollte er sie überfallen, heimlich und tückisch wie ein Raubtier, wo sie doch stündlich den Doktor Donatus erwartete und sein Lebenselixier?!

Das Lebenselixier!

Vor ihren Blicken drehte sich alles. Das Zimmer, die Stühle, der Tisch, der Schrank! Das Käuzchen torkelte mit dem Kopf nach unten durch die Luft . . .

Dann sah sie nichts mehr, hörte nichts mehr. Merkte nicht, daß das Lachen und Schwatzen der sieben zierlichen Galane verstummte, hörte nicht, wie einer rief: „Es ist fade bei Hille Bobbe und traurig. Sie ist ein altes, runzliges Weib, das nicht mehr lachen kann. Kennt ihr Stine Moor? Stine Moor ist das herrlichste, drallste, lustigste Weib von der Welt! Wir wollen Stine Moor ein Ständchen bringen!“

Hörte nicht, wie sie zur Tür hinausstürmten, stampfend, klirrend, lachend . . ,

Und wie es wieder still wurde in Hille Bobbes Zimmerchen, totenstill und einsam wie im Grabe . . .

Sie war in den Lederſeſſel zurückgeſunken.

Ihre Augen waren ſtarr und leblos . . .

Stier in die dunkle Ecke gerichtet, in der ein breiter Schatten träge und tot ſchlief . . .

Was ſuchten ihre Augen nur in der öden, troſtloſen Ecke? . . .

Wohl das Leben, das ihr die ſieben Galane frech geſtohlen hatten in Nacht und Dunkel . . .

Und auf die Scherben geheftet, die noch immer gleißend und glitzernd am Boden lagen in einer blutigen Weinlache.

Die Scherben ihres Daſeins . . .

„Elend! Schande! Das iſt das Ende!“ krächzte heiſer das Käuzchen . . .

Klirr . . .

Klapp . . . klapp . . . klapp . . .

Schon wieder! . . . Ein neuer Gaſt!

Hille Bobbe hörte es wie im Traum, müde, ſchlaff. Sie öffnete die Augenlider kaum. Eine kleine Ritze nur, dahinter das trübe, glanzloſe Auge . . .

Ging die Tür auf, und der Doktor Donatus kam herein.

Ein dürres Männchen, eine große Falte das ganze Geſicht, ſtechende, unruhige Augen und dicke, rote, erfrorene Ohren . . .

„Der Doktor Donatus!“ ſchnarrte das Käuzchen.

Hille Bobbe ſtreckte die Hand aus wie im Schlaf. Die Augen öffneten ſich noch ein wenig mehr. Ihre Lippen ſtöhnten: „Das Elixier, Doktor! Das Elixier!“

Der Doktor fuhr auf, wie von einer Schlange gebiſſen: „Zum Teufel, das Elixier!! Ich bin ein elender Pechvogel!“

Er ging hastig auf die Weinkrüge in der Ecke zu und trank.

„Nicht gelungen?“ lallte Hille Bobbe.

Der Doktor wandte sich verwundert nach ihr um: „He, was habt Ihr? Seid Ihr krank?“

„Das Elixier ist nicht gelungen?“

„Was fragt Ihr?“ brummte der Doktor mißmutig.

„Ich brauche das Elixier! Der Tod . . .“

„Ja, Tod und Teufel, Hille Bobbe! Drei Tage habe ich gebraut und geschuftet wie ein Hund, Pulver gestampft und gerührt, gemengt, gequirlt, giftige Dämpfe in Retorten aufgefangen, Medikamente zusammengesetzt aus Wunderkräutern und Balsamen! Der Henker! Und heute zerplatzt der Tiegel, und das Elixier spritzt in die Luft, hoch in die Luft, mit Zischen und Knallen! Da, verbrennt mir die Hand! Seht die Hand, ich habe sie mir verbunden! . . . Das Elixier . . . die Mühe und Arbeit! Vergebens!“

Er ächzte und stöhnte, setzte sich geknickt nieder und zerbiß sich erregt die Lippen.

„Vergebens!“ lallte Hille Bobbe mühsam.

„Vergebens!“ schnarrte das Käuzchen und hüstelte heiser. Wie höhnische Schadenfreude klang das.

„Vergebens!“ lallte Hille Bobbe mühsam.

„Vergebens!“ nickte der Doktor Donatus und vergrub seine spitzige Nase in einem Weinhumpen.

„Doktor, der Tod! . . . Ich will ja nicht sterben! . . . Das Elixier . . . ich brauche das Elixier . . .“

„Pah, Gejammer, Altweiberklagen! Zwickt Euch Euer Gewissen?“ Der Doktor lachte spöttisch.

„Helft mir doch, Doktor! Es krampft mir das Herz zusammen. Wenn ich nun sterbe . . .“

Der Doktor hatte unruhige, flackernde Augen. Er drückte einen vollen Weinhumpen zärtlich an die Bruſt und trat auf ſie zu.

„Hilft nichts, hilft nichts! Ich ſehe morgen früh wieder mal nach Euch! Ihr werdet dann ſchon wieder munter ſein. Hähähä!“

Er lachte biſſig.

Hille Bobbe ſtöhnte.

„Das Elixier! . . . Es geht zu Ende, Doktor!“

Das Käuzchen krächzte ſchadenfroh:

„Sieben Galane kamen bei Nacht,
Hille Bobbe hat ihnen aufgemacht,
Hille Bobbe, die Alte . . .“

„Du Sündenvogel! Ich will . . .“

„Hille Bobbe fühlt ſich noch jung!“ höhnte der Doktor. „Sie hat die jungen Burſchen in ihr Herz geſchloſſen. Hille Bobbe braucht kein Elixier!“

Die Alte ſtierte vor ſich hin und erwiderte nichts.

„Hille Bobbe hat ſich in den Tod verliebt!“ ſchnarrte das Käuzchen.

Der Doktor Donatus aber rieb ſich vergnügt die Hände und zwinkerte mit den wimperloſen Augenlidern. Aufgeregt tänzelte er durch das Gemach, und ſeine langen, dürren Arme pendelten auf und nieder.

„Hehe! Ich komme morgen wieder! Hille Bobbe, ich werde Dich feierlich begraben laſſen, die Glocken ſollen läuten, die Prieſter . . .“

Hille Bobbe ſprang auf und ſchwankte auf ihn zu. Aber der Doktor war ſchon zur Tür hinaus. Sein hämiſches Kichern klang von der Treppe herauf.

Das Käuzchen lachte ſchadenfroh.

„Hat ſich in den Tod verliebt . . . Glocken ſollen läuten . . . die Prieſter . . . feierlich . . . feierlich . . .“

Geduckt, wie zum Sprunge bereit, ſtand ſie da. Der Angſtſchweiß perlte ihr von der Stirn, die ausgeſtreckten Hände zitterten . . .

Es war ihr, als ſchnarrte das Käuzchen: „Einer kennt Dich nur noch, der wartet ſchon darauf, daß er hereintreten kann zu Dir! Er tappt ſich ſchon die Wendeltreppe herauf, klapprig, hüſtelnd, mühſam. Langſam kommt er herauf, aber er kommt! Hihihi! Er kommt, verlaß Dich darauf!“

Der Tod!

Sie bäumte ſich auf. Sie fühlte, wie der Tod langſam auf ſie zutrat, von hinten, geräuſchlos, heimtückiſch.

Sie bäumte ſich auf!

„Er ſoll mich nicht überwältigen! Ich will ihn nicht! Ich habe ihn nicht gerufen!“

Der aber ſtreckte ſeine langen, dürren Arme nach ihr aus.

Sie ſtöhnte, ſchluchzte, kreiſchte.

Es war ihr, als ſei ſie in einem tiefen Keſſel gefangen, einem tiefen, öden Talkeſſel mit ſenkrechten Felswänden, und ſie hetzte unruhig im Kreis, hetzte wie ein Raubtier, das an die Freiheit will, mit keuchendem Atem, Schaum auf den Lippen. Ueber den Rand des Abgrundes aber ſtreckte ſich eine Hand, eine krallige, fleiſchloſe Hand, die krampfte ſich.

Sie kannte dieſe Hand!

„Fliehen! Nur fliehen! Wer rettet mich vor dem Tode? . . .“

Die Scherben . . . die glimmenden, flackernden Scherben vor ihren Füßen . . .

In der blutigen Weinlache . . .

Hille Bobbes Geiſt war verwirrt.

Wer rettete ſie vor dem Tode? . . .

Die Scherben! . . .

Sie zuckte zuſammen. Ein irres Lachen huſchte um ihre Lippen. Wie ein unterdrücktes Gurgeln kam es ihr aus dem Munde: „Hahaha! . . . Ich äffe den Tod! . . . Ich drehe dem Tod ein Schnippchen! . . .“

Stürzte ſich verzweifelt in die Scherben!

Die arme, alte, mürbe Hille Bobbe . . .

Röchelte . . . zuckte . . .

Still . . . ganz ſtill . . .

Das Käuzchen ſah, wie ſie in der Weinlache lag, und wie aus der Wunde an ihrem Hals das Blut, das rote, warme Blut rann und ſich mit dem Wein vermiſchte.

Es ſchoß herab und hackte mit dem ſcharfen krummen Schnabel an ihrer eingeſunkenen Schläfe.

Hille Bobbe rührte ſich nicht.

Ein heiſeres, unheimliches Schnarren.

Das Käuzchen ſchnellte empor und flatterte gegen das trübe, verſtaubte Fenſter, ſtieß mit dem Kopf gegen die kleinen, runden Scheiben, immer und immer wieder, und wollte an die Freiheit . . .

Wimmerte und klatſchte mit den Flügeln, bis ihm die Kraft erlahmte . . .

„Elend! Schande! Das iſt das Ende!“ krächzte das Käuzchen . . .

Dann wird's ſtill. Die Nacht breitet ihre ſchwere, dunkle Decke über alles Leben. Vergeſſen iſt das Leben . . .

*

Am andern Morgen aber regt ſich's wieder.

Trappelnde Schritte auf der Straße ... Frühaufſteher ...

Und dieſer oder jener von ihnen lacht wohl, blickt blinzelnd und verſchmitzt an Hille Bobbes Haus empor und meint: „Ob ſie noch leben wird? Oder ob man ſie eines Tages unter dem Tiſche fand, tot, mauſetot, und der Weinkrug zerbrochen neben ihr? Sie ſtellte ihren Mann! Bei Gott, ſie ſtellte ihren Mann! Im Trinkgelage und Redegefecht! Es war ihr keiner über!“

Ging kopfſchüttelnd weiter, drehte ſich wohl noch einmal um, kicherte, nickte, zuckte mit den Achſeln und vergaß die alte Hille Bobbe über anderen Dingen ...

Ende!

*

Inhalt:

Lichtenbergs Idyll 3

Hille Bobbe von Haarlem 73

Mosaik-Bücher

In dieser Sammlung sind im Mosaik Verlag Berlin bisher folgende Bände erschienen:

Walter von Molo, Hans Amrung und seine Frau.

Johannes Schlaf, Radium.

Franziska Mann, Die Stufe.

Julius Berstl, Lichtenbergs Idyll.

Franz Herwig, Die feine Ingeborg.

Frida Schanz, Ein Kreuzgang.

Max Kretzer, Die Locke.

Kurt Münzer, Sturm und Sterne.

Beda Prilipp, Johannisnacht.

Paul Friedrich, Der Papagei.

Arthur Silbergleit, Das Farbenfest.

Fr. M. Fellmann, Der Ghettogeist.

*

YB 49002